

Die historisch-literarische Schriftenreihe der Deutsch-Griechischen Gesellschaft

(Herausgeber: Prof. Dr. Karl Dieterich, Leipzig)

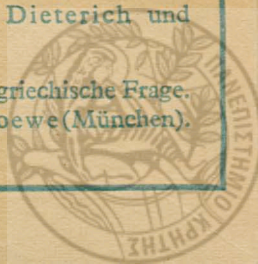
bringt in einzelnen, in sich abgeschlossenen Bändchen eine Auswahl der wichtigsten, jetzt sehr seltenen Dokumente der philhellenischen Bewegung in Deutschland nebst älteren deutschen Reiseberichten über Griechenland, sowie in guten Übertragungen die wertvollsten Leistungen der modernen griechischen Literatur.

Erschienen sind bisher:

1. **Neugriechische Lyriker.** Mit einem Geleitwort von Gerhart Hauptmann, ausgewählt und übertragen von K. Dieterich, Leipzig, Haessel 1928. VIII und 112 S. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.80.
2. **Aus Briefen und Tagebüchern zum deutschen Philhellenismus.** Gesammelt und erläutert von K. Dieterich. 104 S. M. 2.—.
3. **Konstantin Christomanos.** Die Wachspuppe. Erzählung aus dem Neu-Athener Volksleben. Deutsch von Alexander Steinmetz, München). 96 S. M. 1.80.
4. **Deutsche Philhellenen in Griechenland 1821—1822.** Auswahl aus ihren Tagebüchern von Karl Dieterich. 128 S. M. 2.40.

Ferner sind in Vorbereitung:

5. **Vom Athos zum Ida.** Griechische Hochgebirgsbilder von A. Grisebach, W. Vischer (Basel), K. W. Göttling, Fürst Pückler-Muskau, F. W. Sieber. Neu herausgeb. von Edwin Fels, München.
6. **Bilder und Gestalten aus Griechenland.** Aus 25 neugriechischen Novellisten ausgewählt und übertragen von K. Dieterich und A. Steinmetz.
7. **Friedrich Thiersch,** Ausgewählte Aufsätze über die griechische Frage. Aus der Allgemeinen Zeitung gesammelt von Hans Loewe (München).



32/11
HISTORISCH-LITERARISCHE SCHRIFTENREIHE
DER DEUTSCH-GRIECHISCHEN GESELLSCHAFT

HEFT 4

DEUTSCHE PHILHELLENEN
IN GRIECHENLAND
1821–1822

AUSWAHL AUS IHREN TAGEBÜCHERN

VON

KARL DIETERICH

XVII

Sie.

1929

IN KOMMISSION BEI
FRIEDERICHSEN, DE GRUYTER & CO., m. b. H.
HAMBURG



E.Φ.
DEU



Zur Einführung

„Für überspannte Griechenfreunde ist das Buch ebensowenig geschrieben als für Griechenfeinde, wohl aber für Freunde der griechischen Sache selbst. Daß nach einer Entartung, wie Jahrhunderte der Knechtschaft sie erzeugten, ein solches Volk auch geistig erst noch sich erneuern und aus seiner Versunkenheit emporarbeiten muß, begreifen wir wohl. Vieles mag die bald achtjährige Feuer- und Bluttaufe zur sittlichen und bürgerlichen Wiedergeburt der Söhne Griechenlands beigetragen haben. Mögen bald die Wunder der Zivilisation uns die bisherigen Gräuel vergessen lassen!“

Daniel Elster, Das Bataillon der Philhellenen. S. XVf.

Eine kleine Kreuzzugsflotte von nacheinander neun Schiffen trug in der Zeit vom 24. Oktober 1821 bis zum 22. November 1822 etwa 400 Kämpfer fast aller Nationen Europas aus dem Hafen von Marseille an die heiligen Gestade von Hellas zum Kampf gegen die Ungläubigen. Aber keine weltkundigen Päpste standen diesmal hinter den Glaubenskämpfern, sondern weltfremde Professoren und Prokuratoren, die die Wirklichkeit durch ihre Gelehrtenbrille schauten und — schlecht durchschauten. Erkennen taten diese Wirklichkeit erst die Männer, die, von ihnen getrieben, ein anderes Griechenland fanden, als sie gesucht hatten, und die nun, von Wahrheitsdrang getrieben, ihre Erlebnisse bei dem damals Europa völlig entfremdeten Volke zu Papier brachten.

Es ist gewiß kein Zufall, daß unter den mehr als 200 Deutschen, die darunter waren, nämlich 62 Preußen, 30 Hessen-Nassauer, 26 Württemberger, 25 Bayern, 14 Sachsen, 13 Hamburger, je 10 Mecklenburger und Badener, 7 Hannoveraner, 5 Holsteiner usw.*) besonders viele dieses literarische Mitteilungsbedürfnis empfanden. Es gelang dem Herausgeber, nach und nach nicht weniger als zwanzig solcher gedruckt erschienenen deutschen Memoiren festzustellen, wenn auch nicht alle zusammenzubringen**). Sie sind, wenn überhaupt, meistens nur noch in wenigen öffentlichen Bibliotheken Deutschlands zu finden, mehrere davon sind anonym, nicht alle gleichwertig, weil teils von Enttäuschung und daher übelwollend, teils von mangelhafter Kenntnis von Dingen und Menschen diktiert. Das gilt z. B. von S. A. Lessen, Schilderung einer enthusiastischen Reise nach Griechenland im Jahre 1822. Görlitz 1823. Immerhin blieben etwa zwölf Werke übrig, die den Stempel der Objektivität an sich tragen. Aus diesen wurde die folgende Auswahl zusammengestellt.

Es ist nun ferner gewiß kein Zufall, daß die zuverlässigsten dieser Schilderungen herrühren von den besonders zahlreich vertretenen Preußi-

*) Ein genaues namentliches Verzeichnis aller über Marseille nach Griechenland gegangenen Philhellenen steht in der deutschen Bearbeitung von Pouquevilles Régénération de la Grèce durch Albert Schott, Bd. 4 (Heidelberg, Winter 1825), Anhang, S. 24—30.

**) Unzugänglich blieben mir und waren auch durch die Bemühungen der Auskunftsstelle der Deutschen Bibliotheken nicht festzustellen folgende drei Werke: 1. (Von Kiesewetter) Reise eines deutschen Offiziers nach Griechenland, seine dort erlebten Leiden und Schicksale und seine Rückkehr ins Vaterland. Parchim i. M. 1823, 35 S. — 2. E. Simon, Bemerkungen über den politischen Zustand Griechenlands. Hamburg 1822. — 3. Reise und Abenteuer durch einen Teil Deutschlands, die Schweiz, Italien nach Griechenland. Meine Dienste als Militair unter den Neu-Griechen, meine Gefangenschaft und Schicksale unter den Türken usw. in den Jahren 1821 und 1822. Gotha, Hennings 1823.

schen Offizieren. Den Namen Schrebian, Striebeck, von Lübtow wird man am häufigsten begegnen; ganz besonders der erste zeichnet sich durch scharfe Beobachtungsgabe und exakte Darstellung aus, und es ist bedauerlich, daß es nicht gelingen wollte, Näheres über sein Leben zu finden. Wenn wir ferner auf französische Namen stoßen, wie Bellier de Launey, F. M. von Mauvillon, so haben wir es auch bei ihnen mit Preußischen Offizieren aus alten Berliner Refugiéfamilien zu tun. Von ersterem wird in der Vorrede seiner kleinen Schrift ein genau geführtes Tagebuch über seinen Aufenthalt in Griechenland erwähnt, das offenbar nie erschienen ist. Ein ebenfalls nur handschriftliches Tagebuch des sächsischen Hauptmanns von Mandelsloh über seine Reise von Leipzig nach Morea wird genannt in dem ersten Bericht des Dresdener Griechenvereins, S. 12. Hinter dem ganz griechisch anmutenden Namen Nelisteros verbirgt sich ebenfalls — anagrammatisch umgestellt — ein preußischer Unteroffizier namens Rosenstiel. Mehr umstritten in ihrem Wert und oft stark rhetorisch in der Darstellung sind die Aufzeichnungen von G. Feldham aus Dessau, in den Texten oft falsch Feldhahn oder Feldhann geschrieben. Er war Hauptmann und Adjutant des Generals von Normann und fiel bei Peta. Über die Frage der Echtheit oder Unechtheit seiner Schrift sehe man Näheres bei H. Lohre, Wilhelm Müller. Leipzig 1927, S. 180 und 382. Von sonstigen Nichtpreußen sind nur zwei Offiziere, der Hesse von Koesterus und der Schweizer Albert Müller (Aarau).

Über sie alle, die wohl kaum über ihren engeren Berufskreis hinaus bekannt geworden sind, war nur wenig festzustellen. Es ist vielmehr abermals wohl kein Zufall, daß gerade unter den nicht dem Militärberufe angehörenden Teilnehmern zwei sind, die einem weiteren Kreis bekannt wurden, nämlich Daniel Elster aus Thüringen (1796 bis 1857) und Franz Lieber aus Berlin (1800 bis 1872). Bei beiden war der Philhellenismus nur der unbestimmte Ausdruck ihres Freiheitsdranges der Völker, und wenn der Mediziner Elster in der Schweiz seine zweite Heimat als Musiker fand, so Franz Lieber als Universitätsprofessor in Nordamerika, als einer der neben Karl Schurz größten Deutschamerikaner. Für beide war ja bei den Tücken einer verblendeten Staatsraison damals in der Heimat kein Raum. Beide haben ihre griechischen Erlebnisse ausführlich und wahrheitsgetreu, wenn auch ohne tieferes Interesse für die Griechen geschildert. Hinter Elsters „Irrfahrten eines Musikanten“ steht gleichsam als Impresario der bekannte Märchenerzähler Ludwig Bechstein, und hinter Liebers „Tagebuch“ als treibende Kraft der Historiker Niebuhr.

Elsters „Irrfahrten“ sind leider in Bechsteins Bearbeitung stark novellistisch zugestutzt worden, nicht immer zum Vorteil der Genauigkeit der Darstellung. Man kann das deutlich erkennen, wenn man den Abschnitt über die griechischen Erlebnisse in Bechsteins Bearbeitung vergleicht mit der Originalfassung, wie sie in Elsters „Bataillon der Philhellenen“ vorliegt. Diese ist zwar schmuckloser, wirkt aber unmittelbarer und anschaulicher. Wir sind daher in unserer Auswahl aus Elster auf sie zurückgegangen, und es ist bedauerlich, daß der Neuherausgeber von Elsters „Irrfahrten“, sein Nachkomme Hans Martin Elster, in der Lutzschen Memoirenbibliothek (Serie IV, Bd. 5 u. 6) das nicht getan hat. Wir hätten dann einen Teil des echten Elsterschen Textes wiedererhalten.

Interessant, aber wenig bekannt ist es, wie Lieber zur Abfassung seines Tagebuches in Rom durch Niebuhr angeregt wurde. Lieber erzählt

DEUTSCHE PHILHELLENEN
IN GRIECHENLAND
1821—1822



darüber in seinen zuerst englischen erschienenen „Erinnerungen an mein Zusammenleben mit B. G. Niebuhr“ (Deutsche Ausgabe 1837, S. 45): „... Niebuhr schlug mir vor, eine Beschreibung meiner Reise durch Griechenland zu verfassen. Anfangs trug ich Bedenken, dieses zu thun, da ich nur ein klägliches Gemälde entwerfen konnte; allein er zeigte mir, wie sehr eine wahre Skizze des damaligen Zustandes der Dinge dieses unglücklichen Landes Noth thue, sowohl für die Griechen, als auch für diejenigen jungen Männer, welche etwa Lust hätten, zu unternehmen, was ich unternommen hatte. Abgesehen von der Arbeit selbst warf ich ihm ein, wie ich nur wenig Anderes zu berichten habe als das Resultat einer traurigen Erfahrung, und daß ich so meine offenen Wunden, die kaum zu heilen anfangen, nur wieder aufreißen würde. Allein er versicherte mich, ich würde weit mehr Befriedigung fühlen, wenn ich erst die Arbeit vollendet haben würde. Ich machte mich also an das Werk; und, was ich Nachmittags und Abends niedergeschrieben hatte, las ich nach dem Frühstück ihm und seiner Gattin im Garten vor. Seine Bemerkungen während dem Fortrücken der Arbeit waren für mich von dem größten Werth.“ Liebers Schrift ist damit zugleich zu einem Denkmal der Pietät für Niebuhr geworden; denn dieser, damals Preußischer Gesandter beim Vatikan, hatte sich in aufopferndster Weise des völlig abgerissen aus Griechenland zurückgekehrten jungen Mannes angenommen, der übrigens nicht viel länger als zwei Monate dort gewelt hatte.

Soviel über die in der folgenden Auswahl vertretenen Autoren. Es wäre nun gewiß manchem erwünscht gewesen, in Anmerkungen Genaueres über den großen historischen Hintergrund der hier mehr genrebildartig geschilderten Ereignisse zu erfahren. Infolge des aber schon zu stark angeschwollenen Umfanges dieses Heftes mußte leider das unterbleiben, und es muß genügen, den Leser hierfür auf die großen historischen Darstellungen des griechischen Freiheitskampfes hinzuweisen, nicht sowohl auf die älteren von Gervinus, Hertzberg und Karl Mendelssohn-Bartholdy, als vielmehr auf die neueste von Alfred Stern in dessen „Geschichte Europas“, Bd. 2 (Berlin 1897), Kap. 7 und Kap. 14.

Aus demselben Grunde des Raummangels war es nicht mehr möglich, die privaten brieflichen Mitteilungen deutscher Philhellenen aus Griechenland, wie es beabsichtigt war und auch das Richtige gewesen wäre, gleich hier anzuschließen. Sie werden nun in dem im September erscheinenden ersten Jahrgang des neuen, von Prof. Ziebarth herausgegebenen „Hellas-Jahrbuch“ veröffentlicht werden. Sie bilden einen Teil des Ergebnisses von Nachsuchungen, die der Herausgeber im Sommer 1928 in Stuttgart und Zürich angestellt hat, und ergänzen in willkommener Weise das Bild, das uns die Tagebücher bieten. Das weitere noch im Besitz des Herausgebers in photographischen Aufnahmen befindliche Briefmaterial, besonders aus der Zentralbibliothek in Zürich, wird nach und nach an anderer Stelle veröffentlicht werden.

Zum Schluß sei hier der schon von Prof. Stern geäußerte Wunsch weitergegeben nach einer kritischen Behandlung der gesamten deutschen Tagebuchliteratur über den griechischen Freiheitskampf. Vielleicht trägt die vorliegende Auswahl zur Verwirklichung dieses Wunsches bei.

Leipzig, im Juni 1929.

K. D.

Verzeichnis der Titel der ausgewählten Tagebücher

(im Text nur mit dem Verfassernamen bezeichnet)

- W. Bellier de Launay = W. B. de L., Einige Worte über Griechenland. Berlin 1823. 30 S. (Preuß. Staatsbibl. Berlin.)
- Elster, J. Daniel, Das Bataillon der Philhellenen. Baden (Schweiz) 1828. (Staatsbibl. Berlin u. Univ.-Bibl. Halle.)
- G. Feldham = Gustav Feldham, Kreuz- und Querzüge, oder Abenteuer eines Freiwilligen, der mit dem General Normann nach Griechenland zog. Leipzig 1822. 130 S. 8°. (U. a. Univ.-Bibl. Leipzig.)
- (Koesterus, M. L. J.) = Schicksale eines aus Griechenland zurückgekehrten deutschen Offiziers während seiner Reise und seines Aufenthaltes in Morea usw. Von ihm selbst herausgegeben. Mit Kupfern. Darmstadt 1822. (Univ.-Bibl. Bonn.)
- F. Lieber = Franz Lieber, Tagebuch meines Aufenthaltes in Griechenland während der Monate Januar, Februar und März im Jahre 1822. Leipzig 1823. 186 S. 8°. (U. a. Univ.-Bibl. Leipzig u. Bonn.)
- A. v. Lübtow = Der Hellenen Freiheitskampf im Jahre 1822. Aus dem Tagebuche des Herrn A. v. L. (Lübtow), Kampfgenossen des Generals Grafen von Normann; bearbeitet von Ludwig von Bollmann. Bern, Jenni 1823. 98 S. 8°. (U. a. Univ.-Bibl. Leipzig.)
- F. M. v. Mauvillon = Reise eines deutschen Artillerie-Offiziers nach Griechenland und Aufenthalt daselbst vom August 1822 bis Juli 1823. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen desselben bearbeitet von F. M. von Mauvillon. VIII u. 136 S. 8°. Essen: Baedeker 1824. (Univ.-Bibl. Bonn.)
- A. Müller (Aarau) = Albert Müller, Erinnerungen aus Griechenland vom Jahre 1822. Neudruck, Zürich 1987. (Verein zur Verbreitung guter Schriften. Zürich Nr. 27.) 80 S.
- G. Müller (Bremen) = Gottfried Müller, Reise eines Philhellenen durch die Schweiz, Frankreich nach Griechenland. 2 Tle. Bamberg 1825. (Staatsbibl. Berlin u. Univ.-Bibl. Bonn.)
- Nelisteros = Tagebuch eines Griechenfreundes. Seinen Freunden gewidmet von N. E. Nelisteros. Liegnitz 1824. (Staatsbibl. Berlin u. Univ.-Bibl. Breslau u. Bonn.)
- Schrebian = Schrebian, C. M., Aufenthalt in Morea, Attika und mehreren Inseln des Archipelagus. Leipzig 1825. 224 S. (Univ.-Bibl. Bonn, Göttingen, Leipzig u. Königsberg.)
- Striebeck = Mitteilungen aus dem Tagebuche des Philhellenen C. T. Striebeck, Premier-Lieutenants a. D. 2. Aufl. Hannover 1834. 248 S. 8° (Die 1. Aufl. erschien anonym mit dem Zusatz: Nach dem Manuskript bearbeitet von F. Lindes. Hannover 1828. 8°. [U. a. Univ.-Bibl. Leipzig.])



Einleitung

Die Griechenvereine und die philhellenischen Expeditionen

Die im Jahr 1821 erlassenen Aufrufe des Professors Krug in Leipzig und des Professors Thiersch in München zu tätiger Unterstützung der Griechen und zu Bildung deutscher Hilfsvereine fanden in Deutschland überall die allgemeinste Teilnahme; diese Vereine bildeten sich sogleich (da, wo sie nicht von den Regierungen verboten wurden), hauptsächlich im südlichen Deutschland, zu Stuttgart, Tübingen, Heidelberg, Darmstadt, Freiburg, in der Schweiz hauptsächlich in Zürich, Bern und Basel. Zahlreiche, freilich den Zeitverhältnissen und dem allenthalben gesunkenen Wohlstande angemessene Beiträge wurden unterzeichnet; und die Leitung der Angelegenheiten einem Ausschusse anvertraut.

Schon in der ersten allgemeinen Versammlung zu Stuttgart kam zur Sprache, daß die Bildung und Absendung einer bedeutenden Schar bewaffneter Krieger nach Griechenland die wirksamste Art von Hilfsleistung für die Hellenen sein möchte. Man erkannte diese Ansicht, welche auch Thiersch ausgesprochen hatte, als zweckmäßig, bezweifelte aber auch schon damals deren Ausführbarkeit, teils, weil man der erforderlichen bedeutenden Geldmittel nicht versichert war, teils wegen der politischen Verhältnisse.

Der Ausschuß sah sich daher in dem Falle, der allgemeinen Versammlung schon im September 1821 die Frage vorzulegen, ob auch einzelne nach Griechenland Ziehende unterstützt werden dürfen, welche mit Stimmenmehrheit bejaht wurde.

So zweckmäßig es auch gewesen wäre, sich vor allen Dingen von dem Zustande Griechenlands zu unterrichten und zu dem Ende jemand auf Kosten des Vereins an Ort und Stelle zu senden, eine Maßregel, welche der später gebildete Londoner Verein dem praktischen Sinne der Engländer gemäß sogleich ergriff, so konnte der Stuttgarter Verein teils wegen des noch geringen Bestands seiner Kasse, teils, weil eine solche Ausgabe nach der Art, in Deutschland zu sehen, unter den gegebenen Verhältnissen unfehlbar von dem Publikum getadelt worden wäre, niemand nach Griechenland absenden. Dagegen wurde allen, welche Unterstützung empfangen und tauglich schienen, genaue Berichterstattung zur Pflicht gemacht. Diese erfolgte jedoch in der Regel nicht,

spärlich kamen einzelne Briefe über Marseille an; was über Italien ging, selbst Briefe in Familiensachen, gelangte nur selten an den Ort seiner Bestimmung.

Nach den Aussagen zurückkehrender Philhellenen wurden ihnen alle Briefe, welche sie bei sich führten, abgenommen. Später wurden alle aus Griechenland Zurückkehrende in den Häfen von Triest und Venedig gar nicht mehr zugelassen.

Die Verbindung des Vereins mit Griechenland blieb daher immer schwierig und unvollständig.

In der sehr natürlichen Voraussetzung, daß tüchtige, kriegs-erfahrene Offiziere und Unteroffiziere, Ärzte und Wundärzte den Griechen nicht anders als willkommen sein mußten, bei der damals allgemein verbreiteten Meinung, daß es denselben an allem eher als an Geld fehle, bei der großen Ungewißheit, Geld und Waffen in die rechten Hände zu bringen — es ist nötig, zu bemerken, daß damals noch keine Zentralregierung vorhanden war —, da auf jeden Fall Absendung von Geld und Waffen Erkundigungen und langwierige Vorbereitungen erforderte, folglich schnelle Unterstützung, welche man damals für das Dringendste hielt, ausschloß, und da endlich von allen Seiten Philhellenen herbeiströmten, um hier Rat, Empfehlungen, besonders auch Geld zu empfangen, glaubte der Verein durchaus sachgemäß zu handeln, wenn er Männer und Jünglinge, welche sich zur Reise nach Griechenland entschlossen hatten, unterstützte.

Der Stuttgarter Verein enthielt sich jedoch von Anfang an, in seinen öffentlichen Bekanntmachungen Leute zum Zuge nach Griechenland aufzufordern, weil er es auf der einen Seite nicht über sich gewinnen konnte, in das Schicksal von Menschen einzugreifen, Menschen zu einem Entschlusse zu verleiten, denen er, selbst nicht genau von den Verhältnissen in Griechenland unterrichtet, keine bestimmten Zusicherungen über die Aufnahme daselbst und ihre dortige Zukunft geben konnte, weil er ferner auch den Schein einer Werbung vermeiden wollte und mußte, und weil endlich die eingehenden Beiträge durchaus nicht im Verhältnisse mit dergleichen Maßregeln standen.

Solche Rücksichten wurden aber anderswo nicht genommen. Freiherr v. Dalberg in Aschaffenburg und Major v. Dannenberg in Hamburg hatten gleich anfänglich Bekanntmachungen in den öffentlichen Blättern erlassen, welche als wahre Aufgebote betrachtet werden konnten. Da aber diese Aufrufe durchaus ohne Rücksicht auf die ihnen zu Diensten stehenden Mittel geschahen, und nachdem die diesen Aufrufen folgenden Leute weder in

Hamburg und noch weniger in Aschaffenburg die angemessene Unterstützung fanden, so strömte eine zahllose Menge Menschen hierher, Offiziere, Soldaten, Kaufleute und Handwerksburschen; ein großer Teil durchaus mittellos, mit dem Vaterlande entzweit und in demselben kein Unterkommen findend, betrachtete den hiesigen Verein als eine Art Werbeplatz, die Reise nach Griechenland als eine Anstalt, sich ernähren zu lassen, und als eine Gelegenheit, sein Glück zu machen; viele Offiziere, mit Patenten und Orden versehen, traten die Reise an, jenseits des Meeres höhere Grade, schnelles Avancement hoffend.

Den meisten dieser Menschen war Griechenland Nebensache, Mittel für eigene Zwecke.

Nicht unbeträchtlich jedoch war die Zahl derjenigen Edlen, welchen die Unterstützung der Griechen in ihrem Kampfe für Christentum, Freiheit und Gerechtigkeit Hauptziel war, welche die Reinheit ihrer Gesinnung mit ihrem Blute bewährt und der wiederaufstehenden Hellas ihr Leben geopfert haben, welche noch jetzt im mutigen Kampfe für ihr neues Vaterland begriffen oder welche nur nach bestandnem Kampfe und, nachdem ihnen die Existenz dort unmöglich geworden, zurückgekehrt sind.

Die Lage des Stuttgarter Ausschusses war damals sehr schwierig.

Diejenigen, welche auf den ersten Blick als Abenteurer und als solche erkannt wurden, die nicht einmal den Namen Philhellenen verdienten, wurden sogleich zurückgewiesen, der Verbindung mit Aschaffenburg und Hamburg in öffentlichen Blättern widersprochen und dem Zuströmen solcher Leute auf jede mögliche Weise Einhalt zu tun versucht.

Wenn schon an sich die Erfahrung traurig sein mußte, daß das deutsche Vaterland so viele unglückliche brotlose Menschen zähle, so war doch das Zurückweisen derselben für den Verein um so drückender, als diese Leute zum Teil sehr weit herkamen, und als der Verein sich sagen mußte, daß, wenn dieselben, in organisierten Massen bewaffnet und von kriegserfahrenen Anführern befehligt, hätten nach Griechenland geschafft und dort unterhalten werden können, ein solches Hilfscorps den Griechen dennoch gute Dienste hätte leisten können.

Die Verhältnisse hatten dieses aber unmöglich gemacht, und so mußte der Verein sich begnügen, diejenigen Offiziere und Unteroffiziere, welche, selbst schon mit eigenen Mitteln versehen, einzeln nach Griechenland gehen wollten, zu unterstützen. Auch hier aber hatte der Verein mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Wie schwer, ja fast unmöglich war es unter den vielen, welche sich

zur Unterstützung meldeten, den Braven und Redlichen von dem Prahler oder Abenteurer zu unterscheiden, sich in wenigen Stunden persönlicher Unterhaltung über die Würdigkeit zur Unterstützung zu bestimmen!

Der Verein handelte wie immer, so auch hier, nach seiner besten Überzeugung, es lag aber in der Natur der Sache, daß er sich öfters in seiner Auswahl täuschte und daß manche von denen, welche tüchtig geschienen, sich später als solche zeigten, welche bloß um eigenen Vorteils willen oder gar als Spione nach Griechenland gezogen, dort durch die unbilligsten Ansprüche, durch Übermut und Mutwillen sich verhaßt gemacht, sodann in ihren Erwartungen getäuscht, nach Hause kehrten und nun zur Rettung ihres eigenen Benehmens in übertriebenen Schilderungen Griechenlands Volk und Regierung ohne Unterschied als den Auswurf der Menschheit, als Räuber, als feig und niederträchtig darstellten, die Griechen überhaupt als unwürdig alles christlichen Mitleidens und jeder Unterstützung und auf ewige Zeiten als unfähig aller menschlichen Bildung erklärten, ja, welche so weit gingen, daß sie die in der Stabilität der Barbarei verharrenden Türken auf Kosten der Griechen priesen und erhoben.

Dagegen muß derjenigen Philhellenen mit Ehre gedacht werden, welche nach längerem Aufenthalt in Griechenland zurückkehrten, den Zustand der Dinge, wie sie ihn dort erkannt, ohne Leidenschaft geschildert und berichtet haben, daß die dortige Regierung trotz des Mangels an Einheit, Macht und Geld die Franken, soweit es ihr möglich gewesen, unterstützt und begünstigt habe, daß ihre Langmut gegen manche Anmaßung, selbst gegen manches Verbrechen zu bewundern gewesen, daß die Lage einzelner Franken in Griechenland allerdings schlimm sei, weil dort noch keine feste Organisation bestehe, weil das physische Bedürfnis des Franken seiner Natur nach viel größer als das des Griechen, weil deshalb das griechische Volk die Hilfe, welche einzelne Franken seiner Sache bringen könnten, nicht zu ermessen in dem Fall sei. Bei der großen Verwirrung, welche noch dort herrsche, da das Volk eben erst aus einer vierhundertjährigen Sklaverei erwache, sei es natürlich, daß der größte Teil desselben noch roh, ungebildet und den Lastern ergeben sei, welche überall und zu allen Zeiten der Despotismus in seinem Gefolge habe.

Aber alle stimmten darin überein, daß vereinzelte Philhellenen den Griechen nur wenige Dienste leisten könnten und daß unter den Griechen selbst sich vortreffliche Männer in jeder Beziehung befinden; alle sprachen von Maurokordato mit der größten Ach-

tung — und mehrere versicherten, daß der gemeine Grieche schon jetzt als Parteigänger und im sogenannten kleinen Krieg fechtend alle Soldaten des übrigen Europa übertreffe, weil er in der fürchterlichsten Hitze mit schlechtem Brod oder wenigen Oliven viele Tage lang die größten Strapazen ertrage und schwer bepackt die höchsten Gebirge und Felsen leichtfüßig übersteige, daß in dem Volke die Fähigkeit zur höchsten körperlichen und geistigen Ausbildung vorhanden sei, daß es den Stempel seiner edlen Abstammung trage, und daß endlich die Griechen auf der Flotte in Gewandtheit und Mut des höchsten Preises wert seien.

Sobald diese Nachrichten von glaubwürdigen Männern zur Kenntnis des Vereins kamen, verdoppelte derselbe seine Vorsicht bei Unterstützung derjenigen, welche nach Griechenland zu ziehen sich entschlossen und sich bei ihm meldeten. Er richtete insbesondere sein Augenmerk auf die Bildung einer in Gemeinschaft mit anderen Vereinen auszuführenden Unternehmung.

So wie der hiesige Verein niemals zur Reise nach Griechenland weder öffentlich noch unter der Hand aufgefordert hatte, so machte er es sich auch jetzt zur besonderen Pflicht, jedem den Zustand in Griechenland traurig und wahr zu schildern, jeden zu warnen.

Später wurde allen, welche dessenungeachtet auf ihrem Entschluß beharrten, namentlich denjenigen, welche an der letzteren und größten Expedition teilnahmen, ein besonderer Revers zur Unterschrift vorgelegt, welcher also lautet:

„Ich, der Unterzeichnete, erkläre hiermit, daß ich aus freiem Willen mich entschlossen, den Christen in Griechenland zu Hilfe zu ziehen, daß mir im Namen des Vereins die dabei eintretende Todesgefahr, die Aussicht einer vielleicht fruchtlosen Aufopferung, die Wahrscheinlichkeit von Mangel und Mühseligkeit aller Art, die Möglichkeit von Undank bei der Griechenhilfe, überhaupt die Notwendigkeit, dabei auf keinen irdischen Vorteil zu bauen, dringend vorgestellt worden, ich aber, dies alles erwogen, dabei bleibe, mein Leben und alle Güter desselben an diesen Kampf zu setzen, dessen Folgen für mich somit niemand zu verantworten hat als ich selbst.“

Die Unterstützung der Philhellenen geschah in Geld, welches der Verein in Summen von 75 fl., 50 fl., 40 fl. und 25 fl. an einzelne Philhellenen nach Maßgabe ihres Bedürfnisses und ihrer Tüchtigkeit, so weit er solche beurteilen konnte, teils bar, teils in Anweisungen auf Bern, Zürich und Marseille ausbezahlte.

Der kürzeste Weg nach dem Peloponnes über Triest und Vene-

dig wurde schon bei den ersten Bewegungen in Griechenland für alles, was nach Griechenland ging oder von dort herkam, hermetisch verschlossen.

Unter diesen Umständen war nur der sichere, aber viel längere Weg durch die Schweiz nach Marseille offen geblieben.

Wie in allen menschlichen Dingen das Schöne und Gute nur durch Einheit und Übereinstimmung gedeiht, so war auch das Wenige, was geleistet werden konnte, nur durch das wechselseitige Einverständnis der Vereine möglich geworden.

So wurden denn seit dem Monat August 1821 in Verbindung mit den anderen Vereinen in Deutschland und der Schweiz über zweihundert Offiziere, Unteroffiziere, Ärzte, Wundärzte und Soldaten unterstützt, welche sich größtenteils in Marseille eingeschifft haben.

Unter diesen befanden sich mehrere geborene Griechen und einige Deutsche, welche bereits in der Moldau und Wallachei gefochten hatten. Die Unterstützung wurde aber in der Regel bloß solchen zuteil, welche sich über eine militärische Laufbahn, als gesetzlich aus derselben entlassen und in jeder Beziehung als selbständig, ausweisen konnten.

Außerdem bestritt der Verein sehr bedeutende Zahlungen für Schiffsfrachten, Waffen und Munition, ärztlichen und wundärztlichen Apparat.

Noch ehe dem Verein sichere und ausführliche Kunde über den Zustand der Philhellenen in Griechenland, namentlich über die mit dem Grafen v. Normann abgegangene Expedition zugekommen war, langten zwei Griechen, Kephala und Dr. . . . mit Vollmachten des Areopags (der Regierung des östlichen Griechenlands) in Livorno an, um für denselben in Europa ein Anlehen zu unterhandeln; sie wandten sich an die deutschen und Züricher Vereine und erklärten, den Betrag desselben zu Errichtung und Einschiffung eines regelmäßig organisierten und bewaffneten Bataillons als Stamm- und Mustertruppe verwenden zu wollen.

Da die am 23. November 1821 zu Salona ausgestellten Vollmachten in Ordnung waren und die von den Bevollmächtigten gemachten Vorschläge mit den aus Griechenland eintreffenden Nachrichten übereinstimmten, so nahm man von seiten der Vereine keinen Anstand, auf dieselben einzugehen; weil aber die Kosten einer solchen Expedition die Kräfte einzelner Vereine überstiegen, so wurde in der Mitte Septembers 1822 ein Zusammentritt sämtlicher Vereine in Stuttgart gehalten, bei welchem

sich einfanden von Zürich: Justizsekretär Hirzel und Professor v. Orelly; von Basel: Pfarrer Merian und Lizentiat Bernoulli; von Heidelberg: Buchhändler Winter und Kaufmann Speyrer; von Darmstadt: Kommerzienrat Hoffmann, Advokat Hoffmann; von Stuttgart: D. Uhland, Professor Schwab und D. Schott.

Das Resultat der bei dieser Zusammenkunft gepflogenen Verhandlungen, welche aber erst zum Schluß kamen, nachdem man die glückliche Nachricht von der erfolgten Niederlage Drama Alis zwischen Argos und Korinth (August 1822) erhalten hatte, war, daß eine Schar von wenigstens 160 Mann als Stammbataillon vereinigt und bewaffnet, bestehend aus Artilleristen, Jägern oder Scharfschützen und Infanteristen, welche zugleich soviel als möglich Handwerker sein sollten, in Marseille eingeschifft werden, daß eine Elitenkompagnie errichtet werde, in die jeder eintreten könne, der sich verpflichte, als Gemeiner zu dienen und auf seine Kosten nach Marseille zu reisen. Die sich Meldenden sollten Deutsche oder Schweizer, selbständig sein, sich freiwillig melden, die erforderlichen Pässe haben, die Artilleristen und Schützen sollten in ihren Waffen gedient haben, die Infanteristen gediente Leute oder Handwerker sein. Jeder mußte den oben angeführten Revers unterzeichnen. Auch wurde ausdrücklich beschlossen, daß in keinem Falle weder von einem Vereine noch von einem Mitgliede eines Vereins, weder öffentlich noch im geheimen Werbungen oder Aufforderungen zum Zuge nach Griechenland ergehen sollen.

Die Kosten dieser Expedition wurden, da Kommerzienrat Hoffmann in Darmstadt bereits Waffen für 2000 Mann angekauft und nach Marseille versendet hatte, auf 17240 fl. angeschlagen, und man hatte die Absicht, dieser Expedition, insoweit die Kräfte der Vereine es zuließen, noch weitere Hilfe nachzusenden.

Die Geldmittel der Vereine wurden nämlich damals auf 32400 fl. berechnet. Damit die Philhellenen nicht einem ungewissen Schicksale preisgegeben würden, schloß der Züricher Verein mit Kephala und Michael Schinas, einem Abgeordneten der Zentralregierung, eine Übereinkunft ab, in welcher neben den Bestimmungen über den Sold, die Bekleidung und die tägliche Nahrung sowie über die Dienstzeit und die Entlassung festgesetzt wurde, daß die Legion unter den Befehlen der griechischen Regierung und des griechischen Obergenerals stehen, die Wahl ihres unmittelbaren Anführers aber ihr selbst überlassen sein sollte. Als Führer derselben von Marseille bis nach Griechenland wurde der Grieche

Kephalas bestimmt, teils weil man es für passend hielt, daß ein geborener Grieche diese Philhellenen der griechischen Regierung zuführe, teils weil er als Bevollmächtigter des Areopags das Anlehen abgeschlossen hatte. Die Wahl ihres militärischen Befehlshabers bei ihrer Ankunft in Griechenland wurde den Philhellenen ausdrücklich vorbehalten.

Die Annahme der letzteren blieb größtenteils dem Darmstädter Verein überlassen, und ein Mitglied dieses Vereins, Kommerzienrat Hoffmann, begab sich mit spezieller Vollmacht der Vereine in Person nach Marseille, um dort die Organisation und Einschiffung der Truppe in Gemeinschaft mit einer Komitee zu besorgen.

Noch ehe die Expedition aber von Marseille abgehen konnte, hatte die französische Regierung angefangen, derselben die größten Schwierigkeiten in den Weg zu legen; mit Mühe konnte die Erlaubnis erlangt werden, daß das bereits gemietete Schiff und die zum großen Teil in Marseille angekommenen Philhellenen nach Griechenland abgehen durften. Nicht nur wurde jetzt ein Teil der in Abteilungen von sechs bis acht Mann auf dem Marsch begriffenen Philhellenen, als sie aus der Schweiz nach Frankreich eintreten wollten, trotz ihrer von den französischen Gesandtschaften visierten Pässe zurückgewiesen, sondern es wurden sogar diejenigen, welche bis Lyon gekommen waren, gefangen gelegt und durch Gendarmen zurückgeführt. Die Expedition mußte also unvollzählig bleiben, und, was noch schlimmer war, es verschwand auch die Möglichkeit, die abgehende durch nachfolgende zu verstärken. Am 22. November 1822 ging solche einhundertneunundvierzig Mann stark wirklich unter Segel. Die Kosten derselben betrugen 53223 Franken, 38 Ct. oder 24698 fl. 26 kr., wozu der Verein in Stuttgart 7290 fl. 56 kr., also beinahe ein Drittel des Ganzen, beigetragen hatte. Sie war mit Vorräten und Handwerkszeug aller Art reichlich versehen, und, da die Gewehre des Kommerzienrats Hoffmann noch nicht angekommen waren, war solche auch noch in Marseille vollständig bewaffnet worden.

Ungeachtet aller genommenen Vorsichtsmaßregeln aber hatte auch diese Expedition kein besseres Schicksal als alle früheren.

Die Ursachen lagen zwar hauptsächlich in den Verhältnissen in Griechenland, welche sich nicht geändert hatten, doch aber auch in der Zusammensetzung der Expedition und in der Persönlichkeit der Anführer.

In Griechenland herrschte bei der Ankunft der Expedition in-

folge des im Sommer stattgehabten türkischen Einfalls und der Auflösung der Zentralregierung eine ziemliche Anarchie, wenigstens keine Einheit in der Regierung. Maurokordato war in Missolunghi abwesend, General Normann, auf welchen die Stuttgarter und Züricher Vereine hauptsächlich gehofft hatten, am 23. November, also den Tag nach der Abfahrt der Expedition, dort gestorben. In dieser selbst, da sie aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt war, zeigte sich von Anfang an die größte Uneinigkeit, und es scheint, daß allzu viele haben befehlen, wenige gehorchen wollen. Das Hauptübel aber war unstreitig der Grieche Kephalas, welcher schon in Marseille, gegen die Absicht der Vereine über die Gebühr begünstigt, die selbstsüchtige und bei seiner Persönlichkeit wahrhaft lächerliche Anmaßung hatte, militärischer Kommandant des Bataillons zu werden und mit demselben in Griechenland eine Rolle zu spielen. Statt nach der Absicht der Vereine solches der griechischen Regierung zu übergeben, ließ er sich selbst zum General ernennen; da er aber zu einer solchen Stelle ganz unfähig war, so brach bald nach der Landung zu Kastri, einem Küstendorfe gegenüber von Hydra, ein förmlicher Aufruhr aus, welcher zur Folge hatte, daß ein Teil des Bataillons sich auflöste. Von diesem kehrten die meisten zurück, andere trieben sich einzeln in verschiedenen Orten Griechenlands herum. Nachdem Kephalas an einem Fieber zu Tripolitza verstorben war, wohnte der Überrest des Korps unter Nikitas einem Feldzug auf dem Parnas an, und ging von da nach Napoli Romagna zurück. Ein großer Teil begab sich nach Missolunghi, wo diejenigen, welche noch nicht nach Deutschland zurückkehrten, seiner Zeit von Lord Byron unterstützt wurden oder noch jetzt als Artilleristen im griechischen Dienst sich befinden.

Seit dem Abgange dieser Expedition hat der Stuttgarter Verein keinen deutschen Philhellenen zur Reise nach Griechenland mehr unterstützt, wohl aber den Zurückkehrenden zur Fortsetzung ihrer Reise in die Heimat angemessene Beiträge gegeben.

Fragt man nun nach allem diesem, ob denn die deutschen und Schweizer Hilfsvereine ihre Bestimmung erfüllt und für die Unterstützung der Griechen geleistet haben, was man von ihnen erwartete, so werden sie wohl antworten dürfen,

1. daß sie, ihrer Bestimmung gemäß, nicht nur alle Griechen, welche sich bei ihnen meldeten, sondern auch solche, welche in Europa sonst hilfsbedürftig waren, nach Kräften unterstützten und verpflegten;

2. daß sie bei Absendung der Hilfe nach Griechenland nach ihrer besten Überzeugung zu Werke gegangen sind;
3. daß, wenn auch der Erfolg ihrer Bemühungen scheinbar gering gewesen, dieses niemals ihnen zur Last gelegt werden könne, weil sie, wie jedermann weiß, nur in sehr beschränkten Verhältnissen sich bewegen konnten, und weil auch mit den Mitteln, über welche sie zu verfügen hatten, unter den obwaltenden Umständen niemals etwas Bedeutendes ausgeführt werden konnte;
4. daß endlich über das, was sie gewirkt haben, noch gar kein Endurteil gefällt werden kann, weil weder das, was einzelne Philhellenen in Griechenland doch wohl genützt haben und noch nützen, noch der moralische Einfluß, welchen die Ausführung der Idee, abgesehen von dem Erfolge, gehabt hat, zu berechnen ist;
5. daß, wenn sich auch die Vereine in manchen ihrer Ansichten geirrt haben sollten, selbst der Irrtum in einer solchen Sache besser und ehrenwerter ist, als indolente oder selbststüchtige Gleichgültigkeit.

Ruhig können demnach die Vereine dem Urteil der Geschichte entgegensetzen.

A. Schott in seiner Bearbeitung von Pouqueville, Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands, Bd. 4 (Heidelberg 1825), Anhang, S. 8—19.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Charakteristik der Philhellenen

Ich habe hier eines großen Teiles der Franken erwähnt, und du forderst mit Recht, um einen deutlichen Blick in das Verhältnis zwischen den Griechen und uns zu bekommen, ein Urteil über diese. Ich gebe es gewissenhaft, doch immer nur im allgemeinen. Was könnt' es dir auch nützen, Namen, deren du vielleicht nicht einen kennst, zu hören? Was ich hier sage, kann sich natürlich nur auf die Franken, mit denen ich hinübergesegelt war und die ich in Korinth traf, alle zusammen etwa hundert und einige, beziehen. Nachher ist noch der General Normann mit etwa vierzig hinzugekommen. Mehr Franken als aufs allerhöchste (wenn ich die Zahl der Zerstreutelebenden hoch anschlage) zweihundert, waren und sind noch heute nicht drüben.

Die hinübergesegelten Franken waren von so verschiedener Art und so verschiedener Zwecke wegen gekommen, als man

bei solcher Unternehmung voraussehen konnte. Ein, doch geringer, Teil war mit reinem Mute für die Sache der Griechen selbst hinübergezogen. Waren doch auch wohl die hinreichenden Gründe genug, einen ledigen Mann zu diesem Kampf zu bewegen. Entmenschten Wesen beizustehen, einen freien Gesetz- und Rechtsgenuß zu erlangen, den Hohn eines faulen und barbarischen Volkes gegen die christliche Welt abwenden zu helfen, ein köstliches, wenn nicht das köstlichste Land, voll Erinnerungen eines unsterblichen Geschlechts mit zu befreien, das sind wohl Dinge, die des Lebens und Fallens wert sind. — Gegen diese, Spötter, enthalte dich des Spottes! Es gibt Fälle, wo geirrt zu haben, kein Vorwurf ist. Wer wußte, da jene hinüberzogen, daß drüben gar nichts zu tun sei? Oder wenn es jemand wußte, wo ist es kund geworden? Wer mit jenem Sinn hinüberzog, hat für seine Überzeugung manche bittere Stunde erlitten, er wird der Toren Spott auch dulden können, aber den Zweifel an seinem Mute widerlegen.

Ein anderer Teil bestand aus solchen, die unumwunden äußerten, wie keine Begeisterung sie hinübergetrieben habe (zu der seien sie „zu alt“), sondern der Wunsch, ihre Lage zu verbessern. Diese hätten freilich für das Zweifelhafte bei Erreichung ihres Zweckes, so scheint es mir, genügende Erkundigung noch auf dem Festlande einziehen können; denn wenn jenen der Gedanke, als Gemeine mitzufechten, gar nicht fremd war, so hatten diese schon hierbei ihren ganzen Zweck verfehlt. Die meisten der so Gesonnenen waren (zuweilen ziemlich bejahrte) Leutnants, deren Vorrücken gestockt hatte, aber ehrenhafte Leute, die an ihrem Platz als Männer gestanden haben würden. Ein dritter Teil bestand aus Unzufriedenen, die in ihrer Familie oder in anderen Verhältnissen nicht bleiben mochten oder durften. Ein anderer Teil bestand aus Abenteurern. Ein noch anderer aus Taugenichtsen in optima forma. So stand es mit dem inneren Wert dieser Leute; was aber den äußeren betrifft, d. h. ihren Mut und ihre Kenntnis, so bin ich fest überzeugt, daß sich, bis auf sehr wenige, alle in einem Treffen brav gezeigt haben würden; und manche waren unter ihnen, deren Rat die Regierung, wäre sie anders etwas Regierendes gewesen, hätte einziehen und befolgen sollen. Man fragt nun: Wie gingen aber die meisten Franken mit den Griechen um, da sie nicht ihre Sprache verstanden? Leider war ja eben nur zu wenig Gelegenheit zu wahren Umgange und Berührung da. In den wenigen Augenblicken, wo man etwa der Nahrung oder entwendeten Holzes wegen mit den

Griechen zusammenkam, behandelte man sie ganz der inneren Stimmung gemäß, d. h. als verächtliche Feiglinge. Ich habe einige-
mal zu 10 bis 15 Griechen vor den Steinwürfen eines einzelnen
fliehen sehen, da sie Holz von einem Hause nehmen wollten,
das Franken abgedeckt hatten.

Von Ordnung, von Befehl und Befolg unter den Franken war
zwar oft genug die Rede, aber nie die geringste Ausführung.
Jeder tat und ließ, was ihm gefiel. Dabei verging kein Tag, wo
nicht empfindliche Reibungen und Streiche vorfielen, zuweilen
waren sie entehrend. Da gar kein Verhältnis, weder das sich
fühlender Männer oder der Freundschaft, noch das des Dienstes
unter ihnen, und jeder, in seinem Zwecke getäuscht, mithin un-
zufrieden war, so gingen diese Reibungen bis in das Unendliche
und trugen viel bei, das schon verstimmte Leben ganz herab-
zustimmen.

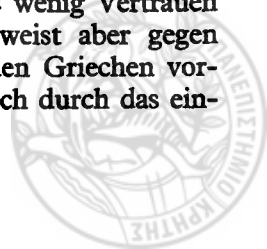
Fr. Lieber, S. 109—112.

Philhellenen und Griechen

Die Wohltaten, welche den Griechen aus dem zugunsten ihrer
Sache in jedem gesunden Gemüte sprechenden Gefühle ent-
sprungen sind, werden laut und viel gepriesen und sind es wohl
wert; doch muß man gestehen, daß die Griechen diese Wohl-
taten in mancher Hinsicht teuer erkaufte haben. Wir sprechen
hier nicht von der griechischen Anleihe in England. Sollte sich
endlich jemand finden, um England zu zeigen, wie es ist — was
wohl einmal an der Zeit wäre, um so manches Hergebrachte
und auf das glückselige, edle England begründete Argument
heimzuleuchten —, so wird er diesen Zug in dem Gemälde nicht
vergessen. Uns kann es nicht wundern, daß die Sache der Grie-
chen in jenem Lande eben auch als ein Job angesehen und be-
handelt worden ist wie alles andere, und daß diese Anleihen
Griechenland auch noch das wenige geraubt haben, was es besaß.
So haben sich Deutsche nicht an Griechenland versündigt, aber
ohne so strafbar zu sein, haben deutsche Philhellenen dennoch
Griechenland ihre vorgeblichen Dienste, ihren Enthusiasmus teuer
bezahlen lassen durch Urteile über jenes Volk, die nur deshalb
nicht geradezu Verleumdungen und Lügen genannt werden kön-
nen, weil sie meistens die Arglosigkeit weit genug treiben, um
sich jeden Augenblick selbst zu widerlegen. Daß im ganzen die
Aussagen französischer Philhellenen für die Griechen günstiger
lauten, rührt wohl größtenteils daher, daß ihre Eitelkeit ihnen ver-
bietet, zu gestehen, wie gänzlich ihre Pläne gescheitert sind. Die

Deutschen sind darin wenigstens ehrlicher und gestehen, daß sie in Griechenland durchaus nichts genützt haben (wenige Ausnahmen kommen nicht in Betracht). Daß sie die Ursache hiervon nicht in ihrem eigenen Betragen suchen, sondern in dem, was sie die Undankbarkeit, Treulosigkeit, Uneinigkeit, Eigennutz, Feigheit der Griechen zu nennen belieben, ist im Grunde verzeihlicher, als daß das Publikum diesen Ergüssen gekränkter Eitelkeit und fehlgeschlagener Erwartungen eigenen Vorteils einigen Einfluß auf seine Meinung von den Griechen gestattete. Zum Teil ist dies erklärlich durch die Schlawfrheit der Zeit, welche die Reizung blinder Bewunderung liebt, aber vor jeder derben Wirklichkeit zurückschrickt, deren unersättliche Gier nach neuen Reizmitteln auch das Ekelhafteste und Widernatürlichste versucht. So entstand jene ziemlich verbreitete Torheit, die Sache der Griechen von den Griechen zu trennen. Jener, weil ein jeder darin nicht nur seinen besseren Gefühlen, sondern auch seiner Phantasie, seiner Empfindsamkeit freies Spiel lassen konnte, bleibt man zwar treu, die Griechen aber verkennt man mit vornehmlem Mitleiden, als ein durch Tyrannei entwürdigtes Volk, von dem kaum mehr etwas zu hoffen sei, wogegen man liebäugelnde Blicke nach den Türken wirft und zu finden anfängt: es sei wirklich schade, daß diese wackeren Leute Türken sind. Öffentlich wird solcher Unsinn zwar nicht sehr häufig gesagt, aber wie oft hört man in Gesellschaften, an *Tables d'Hôtes*, von Kaffeehauspolitikern derlei Geschwätz mit vornehm-matter Weisheit vorbringen! Ein siebenjähriger Kampf wie der, den die Griechen kämpfen, beweist an und für sich als Endresultat, daß die Griechen kein entartetes Volk sind; daß sie als Volk Tugenden jetzt schon besitzen, die sie ihren Vätern und jedem anderen Volke gleichstellen; und Misolunghi wird neben den ruhmvollsten Namen aller Zeiten und aller Völker glänzen, solange es eine Geschichte und Völker gibt. Die Fehler der Griechen, des eigentlichen Kernes des griechischen Volkes, nicht der Kaufleute in den großen Seestädten, sondern der Gebirgsbewohner von Morea, Ost- und Westgriechenland und den Inseln, sind mit nichten Fehler eines durch Knechtschaft entarteten Volkes, sondern eines rohen, kriegerischen, armen, aufs höchste gereizten, um Leben und Freiheit kämpfenden Volkes. Ihnen ist auch der Fehler mit allen Gebirgs- und Inselvölkern in ähnlicher Lage gemein, daß die Bewohner der einzelnen Distrikte, der einzelnen Täler, der einzelnen Inseln durch einen beschränkten Lokalpatriotismus, wenn man so sagen darf, mehr oder weniger schroff einander gegen-

überstehen und schwer zu gemeinsamem Wirken zu vereinen sind, daß auch die Anführer, mit gleicher Gewalt ursprünglich ausgerüstet, keine andere Pflicht kennen als die: jeder mit seinen Mitteln und nach seiner Seite dem gemeinsamen Feinde nach Vermögen zu schaden. Daß sie nur einer anerkannten und sehr bedeutenden materiellen und moralischen, besonders aber kriegerischen Überlegenheit sich zu gemeinsamem Handeln unterordnen mögen, und daß keine Vereinigung möglich ist, solange nicht eine solche Überlegenheit in einem einzelnen oder in einer Versammlung auftritt, ist nicht nur sehr natürlich, sondern sogar sehr lobenswert und nützlich, denn nichts ist unter solchen Umständen gefährlicher als die Entscheidung auf einen Punkt zu vereinen, wenn dieser Punkt nicht in jeder Hinsicht sehr stark ist. Ehe man also den Griechen ihren Mangel an Einigkeit, den Kapitanis ihren Ungehorsam, ihre Habsucht, ihren Ehrgeiz vorwirft, sollte man den Punkt bezeichnen, wo sie sich mit Erfolg und Sicherheit und Vertrauen vereinigen können. Dieser fehlt offenbar, und solange er nicht gefunden ist, kann jeder Anführer nichts besseres tun, als auf seine eigene Hand den Krieg führen, auf seine eigene Hand plündern; denn ohne dies kann er keinen Krieg führen. Bis dahin ist Verrat und Unterwerfung das einzige Vergehen, das die Geschichte verdammen muß; und solange sie sich dieses Vergehens nicht schuldig machen, sind sie gegen alles Geschrei der Philhellenen und Philotürken gerechtfertigt. Daß es an einem solchen Vereinigungspunkte in Griechenland fehlt, würde ihnen auch nicht so bitter vorgeworfen werden, wenn wir nicht verwöhnt wären durch die überreichen Ernten an großen Staatsmännern, großen Kriegsmännern, großen Gesetzgebern und besonders großen, uneigennütigen Patrioten, welche wir in der letzten Zeit einzubringen hatten und welche nun daliegen im Vorrat und Überfluß auf lange, lange Zeit. Hätten wir nicht so sehr jeden billigen Maßstab verloren, so würden wir einsehen, daß es nicht so ganz leicht ist, Leute zu finden, die unter solchen Umständen durch wirkliche Überlegenheit zum Vereinigungspunkt werden können. Es gehört dazu, unter anderen Kleinigkeiten, auch eine Verbindung höherer Bildung und Wissen mit echter Volkstümlichkeit, welche allein den moralischen Einfluß auf ein rohes, aufgeregtes Volk bedingt. Daß die Mitglieder der einander folgenden griechischen Regierungen größtenteils wenig Vertrauen irgendeiner Art verdienten, scheint gewiß, beweist aber gegen das griechische Volk gar nichts. Alle anderen den Griechen vorgeworfenen Vergehungen und Laster erklären sich durch das ein-

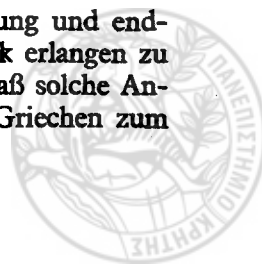


zige Wörtlein: Not und haben sich bei allen Völkern unter ähnlichen Umständen eingefunden und werden sich einfinden. Auch darf man nicht vergessen, daß der Freiheitskrieg der Griechen, der Natur der Sache nach, mit einer Auflösung und Umwälzung der bestehenden bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung auch unter den Griechen verbunden sein muß. Man denke sich eine ähnliche Lage der Dinge in irgendeinem anderen Lande, unter irgendeinem anderen Volke — uns Deutsche selbst, so vortrefflich wir unleugbar sind, nicht ausgenommen —, und man wird ohne Zweifel die Griechen billiger beurteilen. Will man endlich die Griechen mit ihren Vorfahren vergleichen, so sei man auch so billig, nicht immer nur an Sparta, Athen, Korinth usw. zu denken, sondern auch an die Gebirgsvölker des westlichen und nördlichen Griechenlands und des Innern von Morea; dann würde man wahrscheinlich mehr darüber erstaunt sein, wie wenig sich die Griechen seit den Zeiten des Xenophon und Thucydides verändert haben, als über etwas anderes.

Diese allerdings etwas lange Einleitung möge man uns zugute halten und womöglich beherzigen und nach Umständen weiter ausführen. Wir kommen nun zu den Mitteilungen unseres Philhellenen. Wir wissen dem Manne diese Beichte Dank, denn einen vollständigeren Beweis, daß das Mißlingen der philhellenistischen Unternehmungen ganz den Philhellenen selbst zur Last fällt, kann es nicht geben, und er ist um so entscheidender, da diese Beweisführung keineswegs die eigentliche Absicht des Mitteilers zu sein scheint. In der Tat, mit törichterem Erwartungen, größerer Unkunde und vollkommenerem Mangel an allen moralischen und materiellen Bedingungen des Gelingens sind niemals Abenteurer ausgezogen als diese Philhellenen. Abenteurer! — sit venia verbo. Daß einzelne Philhellenen durch reinen Enthusiasmus für die Sache der Griechen nach Griechenland getrieben worden, geben wir zu; allein, daß die Mehrzahl von ihnen (auch unter den deutschen Philhellenen) Leute waren, die nach der momentanen Aufregung von 1813, 14—15 sich nicht wieder an die Erfüllung der Pflichten des ruhigen Lebens gewöhnen konnten, oder dergleichen Pflichten nicht fanden oder eingehen wollten; die mit großen Ansprüchen und Hoffnungen und Eitelkeiten nichts zu verlieren hatten; die aus irgendeinem sehr persönlichen Grunde mit ihrer Lage unzufrieden waren; daß die meisten gar nichts aufopfert, indem sie nach Griechenland gingen; daß die meisten in Griechenland nichts suchten als ihren eigenen Vorteil: — dies wird niemand leugnen, der nur einigermaßen, sei es

auch nur aus den eigenen Berichten dieser Leute, mit der Wirklichkeit bekannt ist und sich nicht mit Redensarten abfinden läßt. Damit sollen diese Menschen weiter gar nicht getadelt sein — es waren ohne Zweifel sehr viel wackere, tüchtige Leute darunter —; aber sie sollen sich nur ihren Enthusiasmus, ihre Aufopferung für die griechische Sache nicht so hoch anrechnen lassen.

Nachdem die meisten dieser Philhellenen fünf Monate lang in Marseille gelegen, verschwendet, Not gelitten und Torheiten getrieben haben, schiffen sie sich endlich im Januar 1822 ein, gehen nach kurzer Fahrt im Hafen von Navarin vor Anker und betreten das Land, ohne von dem Zustand, den Bedürfnissen, Sitten, der Sprache des Volkes auch nur die mindeste Kenntniss zu haben, aber voll von Ansprüchen, Hoffnungen und phantastischen Vorstellungen. „Alle Philhellenen, also auch wir, hofften einen allgemeinen Triumph der Anerkennung und Dankbarkeit bei jedem einzelnen Gliede der Nation zu feiern (?), welcher Kraft und Tat, selbst das Leben zu weihen wir entschlossen waren. Aber schon der eine Grieche, welchen wir baten, einiges Gepäck nach der Stadt, etwa 8 Minuten entfernt, zu tragen, fragte: „Wieviel Parades gebt Ihr?“ Dieser Vorfall machte einen unangenehmen Eindruck auf uns, wir waren auf so etwas nicht vorbereitet; er widersprach — heißt es weiterhin — dem uns liebgewordenen Gedanken an das alte gastliche Pylos, an die Wiedergeburt eines klassischen Volkes.“ Klassischer Unsinn wohl! Hätten doch die Herren Philhellenen erst gefragt, ob dieser unklassische Grieche die paar Parades nicht bedürfe, um sich satt zu essen! — und worauf gründen sich denn diese Erwartungen von „allgemeinem Triumph der Anerkennung und Dankbarkeit“? Fünfzig wildfremde Gesellen steigen ans Land unter einem Volk, das von Gefahr und Not auf allen Seiten bedrängt ist; sie bringen auf der Welt nichts mit, das diesem Volke unter diesen Umständen von besonderem Nutzen sein könnte, vermögen nicht einmal ihren guten Willen dem Volke begreiflich zu machen und verlangen allgemeine Triumphe der Dankbarkeit! — Der übrige Teil des Werkes ist eine fortgesetzte Variation des Themas: „daß in Griechenland alles anders ausfalle, als wir in Deutschland geträumt und gehofft hatten“. Jawohl, geträumt! „Jeder von uns glaubte, an der Seite eines griechischen Häuptlings, in dem Generalstabe oder in dem kleinen Kriege bedeutende Auszeichnung und endlich in dem klassischen Lande ein glänzendes Glück erlangen zu können, welches uns das Vaterland verweigerte.“ Daß solche Ansprüche nicht befriedigt wurden, macht man den Griechen zum



Verbrechen! Manche dieser Herren hatten in europäischen Heeren gedient; aber was in aller Welt glaubten sie denn im Generalstabe griechischer Kapitäne nützen zu können? Den griechischen Krieg brauchten diese doch wahrlich nicht von ihnen zu lernen; also europäische Kriegskunst und Zucht wollten sie den Griechen lehren? Mit etwas mehr gesundem Menschenverstand und etwas weniger Eitelkeit und Träumerei hätten sie und hätten andere begriffen, daß ein auf europäischem Fuß eingerichtetes Heer nur als Frucht einer entsprechend geordneten Staatsverwaltung möglich und denkbar ist; daß deshalb alle Pläne zur Einführung europäischer Kriegskunst und Zucht in der Ausführung geradezu unmöglich sind und bleiben müssen, solange nicht jene Bedingung vorher erfüllt ist. Die einzige Art, wie diese Philhellenen etwas hätten nützen können, wäre folgende gewesen: Einem tüchtigen Manne mußten von den Vereinen die nötigen Geldmittel anvertraut werden und dieser dann, ohne sich um die Regierung oder sonst jemanden zu kümmern, die Fremden auf europäische Art als einen Staat im Staate organisieren, dann an der Spitze von einigen tausend Mann der Regierung seine Dienste gegen die Türken anbieten unter bestimmten, klaren Bedingungen und auf dem Fuß wie die übrigen Kapitäne. Nahm die Regierung diese Vorschläge nicht an, so konnte diese Macht auf ihre eigene Hand den Türken eine Festung nehmen und von dort aus den Krieg führen. So wäre sie durch die natürliche Gewalt der Umstände Mittelpunkt geworden, an den sich die schwächeren Elemente der des Krieges angeschlossen hätten, und die Regierung hätte folgen müssen. Hierzu bedurfte es aber freilich eines anderen Mannes als der General Normann war. . .

Endlich kommt eine Art von äußerer Organisation zustande, der es aber sehr an innerem Halt fehlt. Auf eine traurige Art zeigt sich hier die Unfähigkeit der Deutschen zu einem gemeinsamen Unternehmen. Das erste Bataillon, meist aus Franzosen, Piemontesern und Spaniern bestehend, kommt unter dem Befehl des Obersten Dagniac ziemlich zustande, obgleich die Besetzung der untergeordneten Stellen großes Mißvergnügen erregt. Viel schlimmer geht es bei dem zweiten Bataillon, das größtenteils aus Deutschen besteht. „Bald schwanden Gehorsam und Kriegszucht gänzlich, und an dem Tage, da die Fahnen geweiht wurden, erklärten mehrere, namentlich deutsche Philhellenen, daß sie in diesen Reihen nicht länger dienen könnten.“ Diese, darunter der Verfasser, verlassen denn auch ihre Fahnen. Solche Resultate können uns bei den Ansprüchen dieser Leute, und wenn man be-

denkt, daß viele als Offiziere in ihrem Vaterlande gedient hatten, daß keiner gehorchen und alle befehlen wollten, nicht verwundern; wohl aber, daß man geglaubt hat, mit solchen Mitteln irgend etwas ausrichten zu können. Geldmangel kann nicht als Grund dieser Unordnungen und des Mißlingens angesehen werden, denn der Verfasser sagt an einem Orte selbst: „So gab selbst die Auszahlung der zweimonatlichen Gage zu den ärgerlichsten Unordnungen Anlaß, und weit entfernt, dies Geld zur Anschaffung der notwendigsten Bedürfnisse zu verwenden, vergeudeten die Empfänger es größtenteils.“ Daß Trunkenheit zu diesen Unordnungen der Nordländer gehörte, versteht sich von selbst, und wenn man weiß, wie verächtlich dies Laster im Süden erscheint, so wird man begreifen, wie schon dies allein hinreichen konnte, um die Griechen gegen die Philhellenen einzunehmen. Wenn noch ein Beweis nötig wäre, daß diese Leute, besonders die Deutschen, selbst und ausschließlich schuld an ihrem ruhmlosen Mißlingen sind, so gäbe ihn der Verfasser durch einen aufhellenden Gegensatz: „Ein günstigerer Stern hatte dem Obersten Tarella geleuchtet (sic!). Ganz Soldat, vereinigte er Tapferkeit und Entschlossenheit mit militärischer Bildung. Fast alle seine Offiziere, ihm gleich an kriegerischen Tugenden und Kenntnissen, waren aus der Schule der neueren französischen und italienischen Feldzüge hervorgegangen. Strenge Kriegszucht, Ordnung, Vertrauen und Liebe zu den Führern bildeten den Charakter dieses etwa 400 Mann starken Regiments zu Fuße, was aus Griechen und Italienern bestand.“ Allein, auch diese Mittel waren zu unzureichend, um Griechenland irgendeinen wesentlichen Nutzen zu schaffen. Reguläre Truppen sind von keinem Nutzen, wenn man jede Kompagnie als ein Kleinod schonen muß und wenn jeder Unfall im Kriege in wenigen Minuten unwiederbringlich zerstören kann, was mit so großen Kosten und so großer Mühe geschaffen worden. Bei Peta ward bekanntlich das Regiment Tarella und die wenigen Philhellenen, welche nicht (wie der Verfasser) schon früher heimgekehrt waren, aufgerieben, und auch ohne diese Niederlage hätten zwei bis drei Siege wahrscheinlich dasselbe Resultat gehabt. Schon gegen die Türken, noch mehr aber gegen die regulären ägyptischen Truppen ist die jetzige Kriegsführung der Griechen unter ihren jetzigen Umständen die einzige anwendbare. Eine geringe Zahl von regulären Truppen würde verhältnismäßige ungeheure Kosten machen, ohne irgendeine Entscheidung herbeiführen zu können, und eine hinreichende Zahl zu organisieren und zu erhalten, daran ist gegenwärtig gar nicht zu denken. Der

Verfasser wohnte noch der Einnahme der Akropolis von Athen bei, stellt den Obersten Voutier, wie es scheint mit Recht, als einen Windbeutel dar und verläßt im Juli 1822 Griechenland nach einem Aufenthalt von fünf Monaten; und doch war er einer von denen, deren Enthusiasmus noch am längsten vorhielt.

Schließlich sei uns noch eine Bemerkung verstattet. Der Verfasser ermangelt nicht, sich auch über die Grausamkeiten und Treulosigkeiten der Griechen, z. B. bei Navarin und Tripolizza, vernehmen zu lassen, und hat dabei allerdings den „Österreichischen Beobachter“ und die Eröffnungsrede seiner großbritannischen Majestät auf seiner Seite, welche die von beiden Seiten in Griechenland begangenen Grausamkeiten nicht weniger beklagt als den Seesieg von Navarin. Wir wollen das Betragen der Griechen bei Tripolizza und Navarin und einigen anderen Gelegenheiten nicht rechtfertigen, aber wir glauben, daß Menschen nicht das Recht haben, es zu verdammen. Gott mag hier allein richten. Wenn einmal der Tag der Rache für Jahrhunderte von Unterdrückung und Mißhandlung gekommen ist, wenn Tausende, von denen jeder ein Leben voll Schmach und Mißhandlung zu rächen hat, ihre Peiniger in ihrer Gewalt haben, muß man nicht glauben, daß ein Wort, ein Papier, ein Vertrag, von einigen Führern gewechselt, die Rache aufhalten könne. Es ist unmöglich, undenkbar, und unter ähnlichen Umständen, ja, bei weit geringeren Ursachen, ist und wird zu allen Zeiten und bei allen Völkern dasselbe geschehen. Ein Volk unter solchen Umständen zum Kampf für Freiheit unter die Waffen rufen, seine Leidenschaften erregen und hoffen, sie beherrschen und sagen zu können: Bis dahin und nicht weiter! ist Torheit. Leicht mögen die Fremden, welche etwa zugegen waren, solche Ausbrüche verdammen; ihre Frauen und Töchter sind nicht geschändet, ihre Väter nicht ermordet, ihre Söhne nicht zu Sklaven gemacht, ihre Hütten nicht verbrannt, ihre Felder nicht verwüstet worden. Solche Erinnerungen in der einen Wagschale, und ein Wort, ein Vertrag in der anderen! Das einzige, was auffallen kann, ist, daß solche Vorfälle nur im Anfange des Krieges stattfanden; daß später die Griechen im ganzen die türkischen Gefangenen keineswegs hart behandelten, wie unter anderem auch aus dem Zeugnis eines englischen Reisenden hervorgeht, der Griechenland als Schiffskaplan des Cambrian, unter dem trefflichen Kommodore Hamilton, kennen lernte (er heißt Swan; seine Bemerkungen kamen 1826 in London heraus). Sogar der Vorfall bei der Belagerung von Athen fällt mehr den türkischen Gefangenen als den Griechen zur Last. Die Grie-

chen sind von niemand härter beurteilt und ärger verleumdet worden als von den Philhellenen, besonders den englischen und deutschen, und wir glauben keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn wir uns derb darüber geäußert. Die Verdienste einzelner Männer, wie z. B. Fabviers, des trefflichen Oberst Heydegger und anderer sind zu anerkannt, als daß es hier nur eines Wortes bedürfte, um sie von jenen zu scheiden.

Anonyme Kritik der „Mitteilungen aus dem Tagebuch eines Philhellenen“, bearbeitet von Fr. Lindes. Hannover 1828 (Blätter für literar. Unterhaltung, Jhg. 1828, Nr. 184 und 185).

Zweites Kapitel

Die Philhellenen in Griechenland

Ungefähr zweihundertundfünfzig Franken, Philhellenen (Freunde der Griechen) genannt, hatten sich in Korinth eingefunden, die lange auf Anstellung warten mußten; denn der Senat beschäftigte sich noch mit der militärischen Organisation. Da sah man denn Militärs den Kriegsminister umlagern, mit ihren Projekten in der Hand, die Griechen waren ja noch Neulinge in der Kunst des Krieges! Viele suchten ihre Prätionen geltend zu machen, hohe Ämter suchend, zu welchem Behufe sie sich einen Grad höher gemacht hatten, als sie wirklich in ihrem Lande bekleideten, und auch Papiere — wahrscheinlich eigener Fabrik — hatten sie in ihrer Tasche. Zwei obere Offiziere arbeiteten an Entwürfen zu einer Organisation der verschiedenen Waffengattungen, welche, oft abenteuerlich genug, vom Senate der Feuerprobe unterworfen wurden. Der eine machte den lächerlichsten Stutzer, trotz den Furchen auf seinem Gesichte; beide erschienen täglich auf einem öffentlichen Platze, der eine, um für Artillerie, der andere für Kavallerie zu werben, welche auf Griechenlands Kriegstheater wenig anwendbar ist. Allein niemand löste sie auf dem breiten Steine ein und Spott wurde der Lohn dieser guten Leute, welche jedoch das Heil von Hellas zum Zwecke hatten.

Auch Petitionärs gab es; der eine hatte die glücklichste Zukunft oder einen fürstlichen Palast, vielleicht ja selbst (im Monde) eine Krone ausgeschlagen, um den Griechen zu dienen und forderte deshalb Entschädigung; ein anderer suchte ein Privilegium nach, Lohgerbereien anzulegen, wozu er sich — wie bescheiden! — zehntausend Piaster ausbat, in einer Zeit, wo die Staatskasse kaum für den täglichen Unterhalt der Truppen Geld hatte, obgleich

Lederfabriken hier eben nicht am unrechten Orte gewesen wären. Aber der Vorschlag eines Dritten zur Anlage einer Porzellanmanufaktur war wohl von allen Hirngespinnsten das unsinnigste, besonders in Gegenden, wo man den feinen Ton nicht einmal kennt und in Zeiten, wo man sich glücklich fühlte, aus einem irdenen Topfe zu essen.

Lange währte dieses Spiel der Projektenmacher; endlich suchte sich der Senat von dieser Plage zu befreien; denn es wurde eine Kommission niedergesetzt, welche die Vorschläge zur Organisation der Streitkräfte, die vermeinten Ansprüche eines jeden und seine Zertifikate untersuchen sollte — und bald sah man in den Straßen griechische Leutnants und andere höhere Militärbeamte herumlaufen. Aber erst jetzt fanden sich Mißvergnügte, in den Kaffeehäusern hörte man die Klagen der fehlgeschlagenen Hoffnungen und die schmähenden Äußerungen des Neides. Man stellte jeden nach seiner früheren Charge an, mit der ein Gehalt verbunden war, das hinlänglich die Existenz sicherte, und monatlich sollte ein Drittel desselben ausbezahlt werden; der Rest war nach sechs Monaten zu erheben, eine sehr kluge Maxime bei einer noch schwankenden Finanzverwaltung. Bisher hatten die Philhellenen, ohne Unterschied des Grades oder des Standes, täglich ein Brot und achtundzwanzig Para (fünfzehn Kreuzer) erhalten, zum täglichen Unterhalte in dortigen Gegenden hinlänglicher Sold. Aber die jungen Männer wollten nach Art ihres Landes leben; man sah sie daher in Weinläden in einer von zwei Franken etablierten Restauration, welche Kredit gab — oder Nägel verkaufen, die man auf dem Herde suchte, wo man das Holz der verlassenen und zerstörten Häuser verbrannte — oder Schätze und Altertümer suchen, um bei Wein und Gesang den Abend fröhlich zu verleben und — Orden zu bilden.

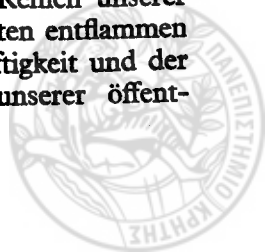
A. v. Lübtow, S. 35—37.

Vorstellung bei den Notabeln in Tripolizza

Am dritten Tage nach unserer Ankunft wurden wir alle, den Grafen an der Spitze, den Eparchen von Morea vorgestellt. Diese hielten ihre Sitzungen in dem Saale des früher vom Mufti bewohnten Palastes, der sehr gut erhalten, mit Vergoldung und Schnitzwerk bis zur Überladung verziert, wohl sechzig Fuß lang und die Hälfte breit war. Rings an den Wänden lagen nach morgenländischer Weise Polster, worauf die Mitglieder der Versammlung sich niedergelassen hatten. Angetan mit ihrer Staatskleidung, trugen sie leichte Überwurfmäntel mit Zobel- oder blauem, auch

schwarzem Fuchspelze besetzt, darunter grüne, reich mit Gold gestickte Westen und Jäckchen, um den Leib goldene Gürtel mit Pistolen und kurze Säbel, deren goldene oder silberne Griffe mit Edelsteinen geschmückt waren. Nach gegenseitiger Begrüßung redete der Graf sie mit folgenden, vom Verfasser aufgefaßten Worten an, die ein des Deutschen kundiger Grieche dolmetschte. „Der Krieg Griechenlands, ehrwürdige Häupter von Morea, ist die Sache der Menschheit, sofern ihr nichts anderes wollt, als die von den Ungläubigen euch aufgebürdeten Sklavenketten zerbrechen, nichts, als leben unter christlichem Schutze, nicht in einer erträumten, sondern in jener, durch unsere heilige Religion gegründeten, höheren, vollkommeneren Freiheit, welche der ewige Grund aller Menschenbildung ist und deren ihr durch alle Jahrhunderte eurer neueren Geschichte entbehrt. Das ist der Zweck, welchem wir uns weihen. Diese Sache kann und wird nicht verlorengehen, wenn wir, durch Gott untrennbar und treu mit euch verbunden, von dem Wege, der zu jenem Ziele führt, nimmer weichen, sondern denselben unverrückt im Auge behalten. Dies an unserem Teile fest zu wollen und zu vollbringen, ist unser Gelübde, welches wir in dieser ernsten Stunde vor euch niederlegen, damit ihr es annehmen und teilen möget!“

Der Eparch, welcher den Vorsitz führte, erwiderte: „Nehmet von uns im Namen unseres Volkes den euch gewiß werten Dank für die reichliche Hilfe, welche die vortrefflichen Vereine Deutschlands und der Schweiz, welche ihr selbst gebracht, für die harten Entbehrungen, welche ihr erduldet, für das große Opfer eines geliebten, eines ruhigen Lebens am heimatlichen Herde, welches unserer gemeinsamen Not darzubringen ihr nicht gescheut habt. Welche Freude für uns, in eurem verehrten Führer einen Mann zu erblicken von erprobter Tapferkeit, von umfassender Kenntnis der Kriegskunst, von großem Talent, vor allem von uneigennützigem, biederem Gemeinsinn, wo es gilt, im Kriege durch Kräfte des Geistes und des Gemütes wie durch kühne Taten des Schwertes das unterdrückte Recht zu schirmen. Ja, die Gegenwart dieses Mannes, der, wenn Gott will, einer der Feldherren im Kampfe unserer Wiedergeburt werden kann, die Liebe und Tatenlust seiner Gefährten, die aus freiem Antriebe ihres starken, unwiderstehlichen Rechtsgefühls, in die Reihen unserer Streiter treten, werden uns selbst zu würdigen Taten entflammen und uns voranleuchten, ein Vorbild der Standhaftigkeit und der Beharrlichkeit bis zum glücklichen Ausgange unserer öffentlichen Angelegenheiten.“



Dies war der Empfang, dies waren die Worte, welche uns begrüßten. Langsam gab der Dolmetscher jeden Satz der Rede wieder. Der Ausdruck zufriedener Freude über das, was der Graf sprach, lag in den Zügen der Eparchen; unsere Gemüter aber fühlten sich zu dem freudigen Vertrauen erhoben, ganz Hellas werde das Versprechen lösen, welches der Vorsteher einer der bedeutendsten Landschaften hier feierlich gegeben hatte. Nachdem der Graf in einer kurzen Schlußrede sich und alle Philhellenen dem Wohlwollen der Versammlung empfohlen, verließ er mit uns den Sitzungssaal, und wir benutzten die Gelegenheit, alles in Augenschein zu nehmen. Das Gebäude selbst fesselt durch die Größe und Pracht seines massiven Baues den Blick des Beschauers; das Äußere entspricht dem Innern vollkommen. Die Zimmer sind alle geräumig, in der Ausschmückung dem Sitzungssaale gleichend, die Fenster vom feinsten Spiegelglase, die Scheiben von zwei einen halben Fuß Länge und zwei Fuß Breite. Die Gemächer der Wohnung und des Harems haben die Aussicht auf Gärten von ansehnlicher Ausdehnung und reizender Mannigfaltigkeit, in denen Marmorbäder zwischen Zitronen- und Myrtensäumen einladend hervorsicheln, und eine kleine Moschee die labyrinthischen Lustgänge begrenzt. Der untere Teil eines Seitenflügels war zweihundert türkischen Gefangenen zum Aufenthalte angewiesen, während die übrigen in verschiedenen Häusern aufbewahrt wurden.

... Das Benehmen, welches man gegen uns dort versammelte Philhellenen beobachtete, schien alle unsere vorgefaßten Meinungen und Besorgnisse zerstreuen zu sollen. Sogar bewies die Gewährung einer Bitte, daß man nicht abgeneigt sei, sich den Grafen zu verbinden. Dieser verwandte sich nämlich für einen Griechen, Phalanga mit Namen, der, unserer freiwilligen Schar gefolgt, uns manchen Dienst geleistet hatte (er versah unter anderem das Amt des Dolmetschers bei der Vorstellung vor den Eparchen). Vor Verlangen brennend, gegen die Türken zu kämpfen, bat er die Eparchen, ihm die Stelle eines Hafenkapitäns in Navarino zu erteilen. Zu seiner größten Freude und zur Erhöhung unserer eigenen Hoffnungen ward sein Gesuch, vom Grafen unterstützt, gewährt.

Auch manche persönliche Auszeichnung und Zuvorkommenheit wurde uns hier zuteil. So erhielten wir, der Graf und alle seine Gefährten, wenige Tage nach dem feierlichen Erscheinen vor den Häuptern Moreas eine Einladung von dem Sohne des Pietro Bey. Er empfing uns sehr artig in seiner Wohnung, dem

kleineren Hause des ehemaligen Pascha, von dem wir oben gesprochen haben, und bewirtete uns mit Kaffee, Tabak und Likör. Dann ritt der junge Mann dem Generale zwei arabische Hengste vor, um seine wirklich vorzügliche Fertigkeit in dieser Kunst zu zeigen. Als wir Abschied nahmen, standen im Hofe zwei treffliche türkische Hengste, welche ein Stallmeister hielt. Der Graf und sein erster Adjutant wurden ersucht, bei der Rückkehr in ihre Wohnung, sich derselben zu bedienen. Beide nahmen dies Erbieten, in welchem, nach griechischer Sitte, eine große Auszeichnung liegt, mit Vergnügen an; der Stallmeister aber nebst einigen Bedienten begleitete uns, und die Pferde wurden nachher an der Hand wieder zurückgeführt.

Striebeck S. 127—131; 137—139.

Verpflegung der Philhellenen

Bis jetzt war von seiten der Regierung noch keine Veranstaltung zur Verpflegung der Fremden getroffen, und ich glaube, daß die Mitglieder des Gouvernements, sowie auch der Kriegsminister selbst, Sorge genug hatten, ihre eigenen häuslichen Bedürfnisse herbeizuschaffen. Öffentliche Speiseanstalten waren zwar vorhanden, denn einige gewinnsüchtige Neapolitaner von der Ehrengarde des Prinzen Ypsilanti ließen es sich angelegen sein, solche Anstalten zu errichten, um Geld zu verdienen oder doch wenigstens selbst freie Zehrung zu haben. Dies waren aber die schmutzigsten Restaurationen, die mir je in meinem Leben vorgekommen sind. In einem Lokale, das man weder Küche noch Stube nennen konnte, voll der ekelhaftesten Gegenstände aller Art, wo die Speisenden nur höchstens einige Löffel von Holz und nur wenige Teller fanden, mußte einer den anderen ablösen. An Reinigung der Speisegerätschaften war gar nicht zu denken, und doch wurden von denselben Gedärme, halb verfaultes Fleisch usw. mit dem größten Heißhunger verschlungen. An einer an der Wand hinlaufenden hölzernen Bank, die ziemlich einer Krippe glich, standen die Kostgänger; kaum hatte einer derselben mit dem hölzernen Löffel den letzten Bissen zum Munde geführt, so griffen auch schon eine Menge Hände nach demselben. Diese Lebensweise konnte, so elend sie auch war, doch nicht von langer Dauer sein, denn auch die geringe Summe, welche für die genossenen Speisen gezahlt wurde, konnte von den meisten für die Folge nicht mehr herbeigeschafft werden. Dieserhalb war es notwendig, mit dem Gouvernement in betreff der Verpflegung Rück-

sprache zu nehmen. Eine gute Gelegenheit hierzu fand sich auch bald auf folgende Weise.

Eines Abends waren einige meiner Hausgenossen in der Absicht ausgegangen, um Hammelherden aufzusuchen; ihr Weg führte sie von der Stadt bergab nach dem Gestade des Golfs von Lepanto, wo sie einige Bedürfnisse für die Küche zu finden meinten. Schon im Nachhausegehen begriffen, stießen sie unvermutet auf eine heimkehrende Herde Schafe, wovon sie ein Schlachtopfer ergriffen, das sie nach unserer Behausung brachten. Nun wurden sogleich Anstalten zur Zubereitung des Abendessens gemacht. Die gesamte Stubengenossenschaft bestand aus zehn Personen, die also alle, wie leicht zu ermessen, an dem gestohlenen Hammel ihr Teil hatten. Ein jeder hatte an diesem Abende die heiterste Laune, da dem Magen eine lang entbehrte und außerordentliche Kost geboten werden sollte. Eine Beisteuer zum Ankauf einiger Okkades Wein (eine Okka ohngefähr zwei Berliner Quart) wurde gesammelt, um den Genuß der einzunehmenden Mahlzeit zu erhöhen. Eine aus ihren Angeln gehobene Stubentür, die wir auf einige Feldsteine in der Mitte der Stube aufstellten, war unser Tisch; denn die morgenländische Sitte, mit den Füßen übers Kreuz auf der Erde zu sitzen, war uns noch zu ungewohnt. Nachdem der Hammel am Holzspieße gebraten und dem Feuer entnommen worden war, wurde derselbe knieend auf unserer eigens dazu erbauten Tafel verzehrt, hierauf wurden unter dem Genusse thessalischen Weines fröhliche Lieder gesungen, und die ganze Gesellschaft befand sich in der heitersten Stimmung. Mit einem Male öffnet sich die Tür unseres Zimmers, und der Kriegsmminister in eigener Person, begleitet von einigen Soldaten, wovon ihm einer bei der Finsternis des Abends eine brennende Laterne vortrug, tritt ein, sich entschuldigend, er sei im Vorbeigehen von unserem Gesange angelockt worden, uns mit seiner Gegenwart zu beehren. Da er nun die knöchernen Überbleibsel auf dem Tische bemerkte, so äußerte er, daß es ihn freue, uns in so heiterer Laune und guter Gesundheit zu finden. Aber wir unterließen auch nun nicht, ihm zu erzählen, auf welche Weise wir die eben genossene Abendmahlzeit anzuschaffen gewußt hätten. Er wollte zwar nicht viel davon wissen, aber der Anfang war nun einmal gemacht, er mußte hören.

Unumwunden wurden ihm nun die Verhältnisse, in denen die meisten Fremden lebten, mitgeteilt und geradezu geäußert, wie unbillig es sei, daß die Regierung keine Veranstaltung zu unserer Verpflegung trafe. Der Minister gab uns hierauf das Versprechen,

daß er mit dem kommenden Tage der Regierung den Vorschlag machen werde, diesem Übelstande abzuhelpfen. Nach Verlauf von einigen Tagen geschah es denn auch, daß vom Gouvernement verordnet wurde, daß einem jeden der anwesenden Franken für den Tag eine halbe Okka Brot (ein und ein halb Pfund) und achtundzwanzig Parades (ohngefähr drei Groschen) verabreicht werden sollten. Geld wurde nun immer, anfänglich auf zehn, später aber alle fünf Tage, quartierweise empfangen; Brotempfang war an jedem Tage. Durch diese Maßregel kam denn doch eine gewisse Ordnung zustande, die vorher gar nicht zu bewirken war. In jedem Hause wurde nun Menage gemacht, und es war wohl möglich, mit dem Gelieferten den Tag über auszureichen; denn der regelmäßige Empfang des Brotes war schon viel wert. —

Schrebian S. 97—100.

Verwendungsfrage der Philhellenen

Es ist hier an seinem Ort, etwas über die Anstellung der Fremden zu sagen. In Marseille lernte ich einen Griechen kennen, der folgendes Urteil über der Franken Anstellung gab. Nur die, die wirklich den Krieg verstanden (und namentlich den kleinen Gebirgskrieg), würden etwas nützen; anderer bedürfe man nicht, denn es fehle ja nicht an Händen. Jene würde man dann einzelnen Kapitänen mit Dolmetschern begeben, um deren Züge zu leiten. Die Kenntniss der Art, wie sich die Leute empört hatten, und des Landes mit allen Sitten hatte jenem Griechen, der lange in Europa gewesen war, dieses Urteil geschafft. Er kannte seine Leute. Wer in Griechenland war, sieht erst klar ein, wie vernünftig dieser Mann geurteilt. Es wäre höchst verkehrt, in diesem Kriege, in diesem Lande und in diesem Volke europäische Heereszucht und Einrichtung zu wollen. Ich füge nur noch zu jenem Urteil folgendes. Die Leute, die keine Kriegskenntniss besaßen und doch einmal drüben waren, hätten sehr gut jenen einzeln verteilten Franken beigegeben werden können, um ihnen bei Erkundigungen und in mancher anderen Art behilflich, in den Gefechten aber den Griechen ein Muster von Tapferkeit zu sein. Nur kann ich nicht verschweigen, daß, nach allen Erfahrungen, die man gemacht hatte, viele sich den Griechen nicht würden einzeln anvertraut haben, wenigstens würde mancher dabei auf eine nichts-nutzige Art um das Leben gekommen sein.

Ferner hätte der Senat einige, die er für die allertüchtigsten erfand, zu Ratgebern bei sich behalten und, wenn er klug war, den abgeschmackten, verbreiteten Glauben, als könnten die Fran-

ken an und für sich gar viel gegen die Türken tun, zu seinem Ansehen benutzen sollen, freilich auf eine andere Art, als daß er eine gemeine Leibwache aus ihnen bilden wollte.

Wenn ich nun glaube, daß jeder, der die Sache kennt und darüber nachdachte, das eben gefällte Urteil mit mir teilt (denn die Verhältnisse sind so einfach, daß man auf kein anderes kommen kann), wie sticht dann die Wirklichkeit dagegen ab! „Man stellt jeden einen Grad höher an, als den er früher einnahm.“ Aber wobei stellt man ihn denn an?

Fr. Lieber, S. 129—131

Militärische Einteilung der Philhellenen

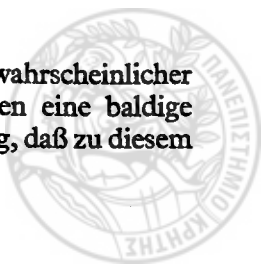
Das erste Bataillon, meist aus Franzosen, Italienern, vorzüglich aber Piemontesern und Spaniern zusammengesetzt, befehligte der Hauptmann Dagniac, ein Franzose und braver Soldat, der allgemein große Achtung genoß, und dessen Ernennung von jedem gebilligt wurde. Weniger günstig war die Stimmung für die ihm untergeordneten Offiziere, und ihre Wahl erregte das größte Mißvergnügen. Noch deutlicher sprach sich dasselbe bei dem zweiten Bataillone aus, welches aus Deutschen, Polen und Franzosen gebildet wurde, unter die man, wie unter das erstgenannte, eine gleiche Anzahl Griechen verteilte. Rasch wechselten hier die Führer. Zuerst erhielt es der Major Stitz, vormals in dem russischen Feldzuge als solcher bei dem westfälischen Kontingente angestellt; er verließ aber aus Gründen, die dem Verfasser unbekannt sind, das Kommando und trat in den Generalstab. Ihm folgte als Major der bei Marseille erwähnte Chevalier, früher, wie zwei aus Hamburg gebürtige Philhellenen*) mit Zuversicht behaupteten, nur Leutnant in der Bürgergarde dieser Stadt. Bald zeigten sich aber in diesem Bataillone noch lebhaftere Äußerungen der Unzufriedenheit mit der Wahl des Führers und einiger Subalternen. Gehorsam, Subordination und Kriegszucht schwanden gänzlich; und an dem Tage, als die geweihten Fahnen demselben gereicht wurden, erklärten mehrere, namentlich deutsche Griechenfreunde, dem versammelten Senate, daß sie bei den vorgefallenen, klar am Tage liegenden Mißgriffen, bei der immer zunehmenden Unordnung, in diesen Reihen nicht länger dienen könnten. Denn bei der Fortdauer eines solchen Zustandes sei vorauszusehen, daß mit dem Beginn des Feldzuges diese Truppe sich auflösen werde. Vergeblich wandte Graf Normann alles an, die

*) Der Lieutenant Sandmann und der Steuermann Heise.

Mißvergnügten, größtenteils ihm bekannte und befreundete Offiziere, zu beschwichtigen. „Bleiben Sie, meine Herren,“ schrieb er ihnen, „in Ihrem Korps! Das Mangelhafte, welches Sie rügen, wird sich ändern; ich will das meinige tun, damit es sich bessere; aber für den Augenblick vermag ich wahrlich nichts!“ — Die Beteiligten erwiderten: „Nicht aus Willkür entfernen wir uns von unserem Platze, sondern nur aus Achtung vor der militärischen Zucht und Subordination, der wir geschworen haben. Beseitigt man die Hindernisse, die jetzt uns entgegenstehen, so ist es unserer Ehre und Pflicht gemäß, die angewiesenen Fahnen nicht zu verlassen. Sollten aber die Unordnungen nicht abgestellt werden, so bitten wir, uns zum Besten des unterdrückten Volkes, dem wir unser Leben weihen, einen anderen Dienstkreis anzuweisen.“ — Sie erhielten indes nichts als in Gegenwart des Generals eine Audienz bei dem Fürsten. Dieser freilich fühlte tief die Gerechtigkeit ihrer Forderung, war aber zuwenig Herr der einzelnen Zweige des ihm untergeordneten Ganzen, um ihrem Verlangen Gewähr zu leisten. Die hauptsächliche Veranlassung des Mißvergnügens lag in der vom Kriegsrate befohlenen Anstellung des Chefs und eines jungen Piemonteser Kadetten, gegen welche mehrere erprobte und erfahrene Offiziere, an denen es überhaupt gar nicht fehlte, sich zurückgesetzt sahen. Wenn diese Einzelheiten zu verbessern, Maurokordato auch nicht imstande war, so gingen sie den Klagenden doch so nahe, daß sie das Heer der Hellenen verließen und keinen anderen Ruhm mit sich nahmen als die Worte, mit denen Graf Normann bei ihrer Beurlaubung von dem Fürsten sich an diesen wandte: „Es sind einige der Besten,“ sprach er, „die dahingehen; diese haben in den verhängnisvollen Jahren von 1812 bis 1815 als Männer von tapferem Mute sich vielfach erprobt!“ — So war denn unsere Furcht nicht ohne Grund gewesen; viele und die meisten gerieten in den Fall, Leuten ohne Erfahrung und Kriegskunde, ohne irgendeine Empfänglichkeit für das Ideal, von dem die Besseren unter uns sich durchdrungen fühlten: Griechenlands Freiheit unter dem Schutze der christlichen Monarchien! Männern ohne Kopf und Herz sich untergeordnet und schmachvoll hingeben zu sehen.

Striebeck, S. 208—212.

Um den anwesenden Philhellenen es immer wahrscheinlicher zu machen, daß sie im neuen Staate der Hellenen eine baldige Anstellung finden würden, verordnete die Regierung, daß zu diesem



Behufe eine Organisationskommission gebildet werden sollte, die sich nur lediglich mit der Einteilung der Offiziere in die zu organisierenden Regimenter der Infanterie, Kavallerie und sonstigen Waffengattungen beschäftigen sollte. — Dies Organisationspersonal bestand aus dem Obristen Tarella (früherem Adjutanten Ypsilantis), einem Neapolitaner, für die Infanterie, dem französischen Obristen Dania für die Kavallerie und dem deutschen Major St für die Artillerie.

Den ersten Sitzungen benannter Kommission, die gewöhnlich des Abends abgehalten wurden, wohnte der Kriegsminister in eigener Person bei, um sich über den Plan der zu beginnenden Arbeit zu verabreden. Es war Bedingung, über sämtliche Verhandlungen nicht eher als nach Beendigung dieses Gegenstandes zu sprechen. Diese Forderung genau zu erfüllen, leisteten die Kommissarien gegeneinander das Ehrenwort.

Anfänglich beschäftigte sich nun dieses Komitee damit, die Dienstpapiere der Philhellenen einer nochmaligen Untersuchung zu würdigen, indem es sich von mehreren Individuen bestätigte, daß sie einen höheren Militärrang, als sie wirklich besaßen, sich beigelegt hatten. Schon nach einigen Sitzungen war das Wesentlichste aller Verhandlungen allgemein bekannt. Wohl hatten die Kommissarien das sich gegenseitig angelobte Stillschweigen beobachtet, da sie aber zugleich die Verbindlichkeit hatten, nach jeder beendigten Sitzung dem Kriegsminister mündlichen Bericht über die gehabte Verhandlung abzustatten, wobei der Sekretär des Ministers jederzeit anwesend war, so war es wohl kein Wunder, daß der Inhalt einer jeden Verhandlung immer gleich bekannt wurde. Wie mancher der Philhellenen war ob der vorgenommenen vielversprechenden Nachrichten so begeistert, daß er schon in Gedanken Gold- und Silbermünzen in seiner Tasche ihr klingendes und klapperndes Wesen treiben hörte, obgleich ihm noch die Gegenwart sehr spärliche Bissen verabreichte; denn die tägliche Löhnung von achtundzwanzig Parades zerschmolz im Beutel wie ein Schneeflockchen am wärmenden Strahl der Maisonne. Bei solch einem Freudentaumel läßt sich denn auch wirklich der mehr nachdenkende Mann zuweilen irreleiten, baut dann ebenso wie die kleinen Kinder, sein Kartenhäuschen — erschrickt oder ärgert sich wenigstens wie jene, wenn es von der leisesten Berührung zusammenstürzt! — —

Schrebian, S. 112—113.

Der Organisationsentwurf wurde nun endlich nach Verlauf einiger Wochen beendet, und er wurde durch den Kriegsminister der Regierung zur Genehmigung vorgelegt. Hierauf erschien eine öffentliche Bekanntmachung, daß mit dem ersten April ein jeder Philhellene in Aktivität, Rang und Sold stehen solle. Der Gehalt, den ein jeder Offizier nach Maßgabe seiner übrigen Charge monatlich beziehen sollte, übertraf den aller europäischen Armeen (ausgenommen den der Engländer). Dem vernünftigen und mit der Lage der Dinge vertrauten Manne mußten solche Versprechungen lächerlich vorkommen; denn es war ja eine Unmöglichkeit, einen so hohen Gehalt zu zahlen, indem keine Kassen vorhanden waren, um solchen Versprechungen Genüge leisten zu können. Am lächerlichsten war wohl das Projekt, in diesem Augenblicke schon Kavallerieregimenter zu errichten, da das Terrain, wo noch zur Zeit der Kriegsschauplatz war, für diese Waffe unter keiner Bedingung zulässig sein konnte, auch fehlte es an den dazu benötigten Pferden. Die Regierung hatte, noch ehe die Kommission ihre Arbeiten begann, den Wunsch geäußert, daß die Organisation der griechischen Armee nach der französischen, wie solche unter Napoleons Regierung gewesen, basiert werden solle. Wie die Kommissarien eine solche Sache annehmen konnten, ist mir unbegreiflich! —

Schrebian, S. 114—115.

Auch die Philhellenen wurden in ein Bataillon vereinigt; zum Kommandanten desselben ernannte der Senat den Italiener Damia, der einst rühmlich als Oberstleutnant unter Napoleon gefochten hatte. Die niederen militärischen Chargen traten als Soldaten in die Reihen, Kapitäne waren Leutnants und Majore Kompagniekommandanten. Diejenigen Franken, früher nicht Militärs, und Unteroffiziere, erhielten ebenfalls Patente als griechische Leutnants, und allen gab man das Versprechen, bei Organisation neuer Regimenter dieselben nach ihren wirklichen Graden anzustellen. Im übrigen herrschte, nach dem Symbol der Neufranken, Gleichheit und Freiheit!

Die übrigen Philhellenen, welche einst höhere militärische Stellen bekleidet hatten, und welche ihre Prätensionen nicht aufgeben konnten, wurden in der Umgebung Mauro-Cordatos angestellt, der auf diese Art eine wohl eben nicht glänzende, aber zahlreiche Adjudantur um sich versammelte. Wenige der Fremden, deren Ansprüche nicht beachtet werden konnten, schlossen sich an griechische Häuptlinge an, und so sah man dergleichen Männer

im Lande umherziehen, denn nirgends fanden sie, was sie selbst anderswo vergeblich gesucht hätten. Ein anderer, jedoch geringerer Teil kehrte wieder nach Hause zurück, denn ihre überspannten Ideen hatten ihren Geist so erschüttert, daß sie nur in Bedlam Heilung hoffen dürften. Besonders diese Herren waren es, welche das Verdammungsurteil über Griechenland aussprachen; alles wollten sie gesehen haben, alles wissen; sie haben aber nicht einmal einen Schuß gehört, und Finsternis deckt ihren Geist.

Das erste griechische Regiment und das Philhellenenbataillon wurden in ein Korps vereinigt, dem man zwei Dreipfünder beifügte. Der Prinz Mauro-Cordato war, dem Scheine nach, Chef dieser Truppen und General Graf Normann Chef seines Generalstabes. Gern hätte das Gouvernement diese Streitkräfte durch Organisation neuer Truppen vermehrt, aber es mangelte leider dazu an Mitteln.

A. v. Lübtow S. 40—41.

Der Oberbefehl in diesem Unternehmen wurde dem Fürsten Maurokordato übertragen, der ihn aber nicht unbedingt annahm, sondern selbst veranlaßte, daß allenthalben, wo er das griechische Heer leitete, ein von ihm präsidierter Kriegsrat aus griechischen Häuptlingen ihm zur Seite stand, dessen nach Stimmenmehrheit gefaßte Beschlüsse ausgeführt werden sollten. In demselben hatte auch Graf Normann als Chef des Generalstabes Sitz und Stimme. Ihm gab man den Hauptmann Feldhahn und dem Fürsten den Herrn von Rheineck als Adjutanten bei, so wie der Oberst Voutier und andere Franzosen derselben Abteilung einverleibt wurden. Den Rest der noch anwesenden Griechenfreunde teilte man in zwei Bataillone, denen etwa achtzig Jünglinge aus den besten Familien des Landes sich anschlossen und es sich zum Ruhme schätzten, mit den oft verachteten Fremdlingen zu fechten. Die unter den ersten, welche junge Männer von Bildung und Kenntnissen waren, aber noch nicht gedient hatten, erhielten das Patent eines Sekondeleutnants, alle gedienten Offiziere aber, wenn sie als solche zur Anstellung sich irgend eigneten, wurden zu Premierleutnants ernannt. Die Inhaber höherer Militärgrade, vom Kapitän aufwärts, blieben vorläufig in diesen, bis durch Errichtung neuer Regimenter auf europäischem Fuße (man wollte diese Truppen bis auf 30000 Mann vermehren) es möglich würde, sie mit einem höheren Charakter zu placieren. Dabei ward allen angedeutet, daß diese Verfügung nur für die jetzt gebildeten Bataillone gelten solle, die sich zugleich als die Pflanz-

schule des Griechenheeres anzusehen hätten. Zugleich wurde der monatliche Sold nächst den zu liefernden täglichen Portionen nach folgendem Maßstabe bestimmt: für den Major 200, für den Kapitän 140, für den Premierleutnant 100 und für den Sekondeleutnant 80 türkische Piaster; jedoch davon nur ein Drittel bar ausgezahlt, der Rest in Scheinen zahlbar in einem Jahre berichtet. Überdies erhielt jeder von uns das Versprechen, daß für einen bestimmten Zeitraum wirklich geleisteter Dienste, er einen verhältnismäßigen Anteil an dem, den fremden Kriegern auszuweisenden Ackerlande erhalten sollte.

Striebeck S. 204—206.

Organisation und Desorganisation der Philhellenen

Den zweiten Tag nach unserer Ankunft machten wir dem Obristen und zweiten Adjutanten v. Astorelli unsere Aufwartung. Er war Hauptmann im zweiten sardinischen Marineregiment gewesen und hatte wegen Teilnahme an dem mißlungenen Revolutionsplan sein Vaterland verlassen müssen, war dem Prinzen schon von Marseille aus gefolgt und zum Oberst befördert worden. Ein Mann von vielen Kenntnissen und derjenige, der die Organisation der 300 Mann Garde zustande gebracht hatte; für einen Fremden fürwahr kein leichtes Unternehmen! Nachdem er unsere Papiere untersucht hatte, wurde jeder nach dem früher gehabt Grad in die Stammrolle aufgenommen und uns bekanntgemacht, daß wir einstweilen der Suite des Prinzen zugeteilt würden, aber bei der ersten Veranlassung jedes einzelnen Tätigkeit in Anspruch genommen werden solle. Wegen der zu beziehenden Gage bedauerte er jedoch, uns nichts Tröstliches sagen zu können, indem selbst diejenigen Offiziere und Soldaten, die schon seit sechs Monaten bei dem Prinzen wären, noch nichts hätten erhalten können; wir mußten uns daher einstweilen mit unserer Ration begnügen, bis Napoli übergegangen, wo denn alles nachbezahlt werden würde.

Das war nun freilich das untröstlichste, was er uns hätte sagen können, indem wir alle ohne Geld, zum Teil ganz abgerissen, ja manche selbst ohne Schuhe waren. Auch war bei solchen allerliebsten Anstalten die Erfüllung dieses Versprechens etwas weit ausschend. Ohne etwas Taschengeld wenigstens war es fast unmöglich zu bestehen, indem die ganze Ration aus 2 Pfund Brot, 1 Pfund Fleisch und für uns Offiziere aus ohngefähr einem Schoppen Wein bestand, welches alles gewöhnlich schon Mittags ver-

zehrt war. Meistens wurde aber so unordentlich verabreicht, daß man erst am folgenden Abend für den Tag vorher fassen konnte, ja die Lieferung erfolgte mehrmals gar nicht, wenn nichts vorhanden war; daher wir nicht selten ganze zwei Tage hungern mußten. Bei eingetretenen Festen überhaupt aber wurde die Brotportion halbiert und kein Wein mehr verabreicht, daher gab jeder zum Verkauf hin, solange er noch etwas hatte, um seinen Hunger zu stillen, und da hier alles öffentlich feilgeboten wird, so wurde ein ehemals französischer Unteroffizier zum Ausrufer gedungen, und man konnte oft ganze Tage europäische Kleidungsstücke, sogar Hemden und Waffen, herumtragen sehen.

v. K(oesterus) S. 95—97.

... Das Philhellenenbataillon hatte mittlerweile mehrfach mit den Türken Bekanntschaft gemacht und jedesmal gegen einen an der Zahl überlegenen Feind siegreich gefochten. Die neu angekommenen Philhellenen sollten das Bataillon verstärken, aber es fehlte wieder an Waffen . . . Es war ein sehr langweiliges Leben. Zum Überfluß mußte ich in Handel verwickelt werden mit dem Franzosen Préveraux, der mit mir von Hydra gekommen war und mich nie leiden mochte. Préveraux zog jedoch den kürzeren. Vorfälle dieser Art waren gar nicht geeignet, uns in der Achtung des Griechenvolkes zu befestigen. Sowie in der Mäßigkeit steht auch in diesem Punkt das vielfältig verschrieene Volk moralisch höher als wir mit unserem falschen Begriff von Ehre. Wenn das Duell schon vom sittlichen Standpunkt aus verwerflich ist, um wieviel größer ist nicht das Unrecht, vorzugeben, sich der heiligen Sache eines unterdrückten Volkes geweiht zu haben, dabei dessen Brot zu essen, und dennoch so leichtfertiger Weise Leben und Gesundheit für ein Phantom aufs Spiel zu setzen. Wir mußten öfters von Griechen die beschämende Mahnung hören: „Sparet euren Mut für die Türken!“

A. Müller (Aarau) S. 42—43.

Eifersüchteleien der Philhellenen und ihre Folgen

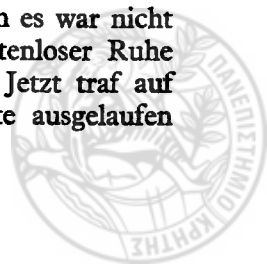
Nachdem wir in Kalamata mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen worden waren, erlaubten sich einige dieser Ankömmlinge den armen Einwohnern das Vieh zu töten, andere stahlen Sachen von Wert, so daß bei unserm Erscheinen in Argos der Prinz Demetrios Ypsilantis nur zu genau davon unterrichtet war. Das soll nun freilich nicht viel zu sagen haben, es sind ja einfältige Griechen und da darf man sich ja wohl so etwas erlauben. In Ko-

rinth raubte ein sogenannter Griechenfreund aus dem Bureau des Finanzministers einige hundert Piaster öffentlich. Einige verfügten sich mit Zuziehung eines Arztes zum Polizeiminister Lampros Nakos und verlangten weibliche Geschöpfe zur Befriedigung ihrer Sinne, um, wie sie vorgaben, ihre leidende Gesundheit zu fristen. Andere gingen gar zu den Türken über. Diese wenigen Worte mögen hier zum Beweise dienen, wie löblich wir uns dort aufgeführt haben.

Ein großer Teil gab sich für gediente Offiziere aller Waffengattungen aus, die es nie gewesen waren, und wenn es zur Ausführung kam und gar eine Probe abgelegt werden sollte, leuchtete die größte Unwissenheit hervor, ja, es wurde sogar Unglück angerichtet. Die Griechen aber sind wahrlich nicht so dumm, sie wollen nichts Oberflächliches, forschen bis auf den Grund und Viele sind ihnen noch die Erklärung bis auf den jetzigen Augenblick schuldig geblieben. Das war nun freilich ein sehr böses Ereignis, daß sich unter den Griechenfreunden solche Leute befanden, von denen das dumme und einfältige Volk das vorgebliche Kluge nicht annehmen wollte, und so blieben die Besseren, die ihrer Sache kundig waren, mancher Ungerechtigkeit ausgesetzt. Die schändlichsten Kavalen wurden von unwissenden Menschen, die sich zu Ehrenstellen drängten oder auch aus Nationalhaß gegenseitig geschmiedet, wovon ich einen Beweis liefern will.

Es erschienen zwei Gesandte von der Insel Chios, Namens Glarakis und Konstantinos Ranfos. Ersterer hat mehrere Jahre auf deutschen, letzterer auf französischen und italienischen Universitäten die Bildung erhalten. Sie beehrten nur deutsche Offiziere zur Hilfe ihres Eilandes. Der Fürst Alexandros Maurokordatos ließ mich noch den nämlichen Abend zu sich rufen und bestimmte mich zu dieser ehrenvollen Unternehmung mit noch acht Deutschen, so daß wir in zwei Tagen mit zwei schweren Mörsern und der dazu erforderlichen Munition abgehen sollten. Es trat eine Verzögerung ein, so daß ich mir die Ursache hiervon nicht erklären konnte, bis eines Tages der Hauptmann Liberios, ein Grieche, mir mit verlegener Miene die Nachricht mitteilte, daß mehrere Franzosen schon bei dem Kriegsminister Koletis dieses hintertrieben, sich zu diesem Zuge erboten hätten und bereits angenommen wären.

Eine solche Zurücksetzung beugte mich tief, doch es war nicht zu ändern. Ein Tag über den anderen ging in tatenloser Ruhe dahin, ohne daß diese Reise beschleunigt wurde. Jetzt traf auf einmal die Nachricht ein, daß die türkische Flotte ausgelaufen



sei und bestimmt wäre, jene Insel zu bedrohen, das erregte nun freilich unter den Herren Galliern eine schreckliche Sensation, der eine schützte Krankheit, der andere dies und jenes vor und niemand wollte gehen.

Am 17. April 1822 neuen Stils erließ der Kriegsminister an mich eine Ordre sofort nach Chios abzugehen, die ich aber nicht befolgen wollte und ihm geradezu erklärte, daß, da ich früher dazu bestimmt worden und ich zurückgesetzt worden wäre, mich zum Notnagel nicht gebrauchen ließe. Die beiden Abgesandten suchten mich auf, legten mir ihre Lage an das Herz und baten mich, mit ihnen zu gehen, welches ich denn auch mit dem Bemerkten tat, daß es nur lediglich um ihretwillen geschähe. Vor meinem Abgange ließ mich Koletis noch zu sich rufen, und erklärte mir, ihm sein Vorhaben nicht parteiisch auszulegen, er wäre ja nie Soldat gewesen und nähme gerne Belehrungen über solche Zwecke an, doch war es ihm einleuchtend, daß bei jeder Gelegenheit einer dem anderen entgegen sei, und er nicht wüßte, wem er eigentlich trauen sollte. Er entließ mich mit einer väterlichen Umarmung und wünschte den glücklichsten Erfolg.

Doch es war zu spät. Zwei Tage vorher landeten die Türken auf diesem Eilande und ermordeten mehr denn 100000 Menschen. Mit nassen Blicken sah ich jeden Tag von der Insel Psara Rauchwolken aus den Trümmern dieser glücklichen Insel emporwirbeln. Zehn Tage früher und mit unserm Erscheinen wäre vielleicht dieses Paradies gerettet gewesen. So ging es unter, weniger durch die Schuld der Griechen als durch niedrigen Eigennutz der griechischen Helfer.

Diese genauere Auseinandersetzung ist wahrscheinlich der übrigen Welt unbekannt, aber so war es. Was geschah nicht, als die Akropolis in Athen gestürmt werden sollte?

Der Rittmeister v. Byern hatte einen Entwurf hierüber den Eforen von Athen vorgelegt und den vorzuhabenden Sturm nach den besten Anordnungen eingeleitet. Die angelegte Mine sprang mit dem glücklichsten Erfolg. Vier deutsche Helden, v. Byern, Hans v. Jargow, v. Strahlendorf und Rosenstiel eröffneten den Sturm, v. Jargow legte die Sturmleiter an, stand auf den Zinnen dieser uralten Burg und Minerva winkte aus ihrem Wohnsitz den Lorbeer schwingend diesen Helden entgegen. Niemand folgte, Rosenstiel wurde verwundet und Strahlendorf starb den Heldentod. Diesem Jüngling ist ja das schönste Los bereitet, seine Hülle ruht neben dem alten Helden Theseus, in dessen Tempel er mit großem Gepränge der Einwohner Athens

beigesetzt wurde. Auch hier hatte fremde Kabale wieder ihren Mut gekühlt, doch gottlob, es waren keine Deutsche!

Bellier de Launay S. 17—21.

Betrügerische Philhellenen

Auch forderte der Graf alle fremden Offiziere und andere Philhellenen auf, ihre Patente, Abschiede und Pässe an den mit dem Portefeuille des Kriegsministeriums beauftragten Herrn Colletti auszuhändigen, unter dessen Vorsitz eine dazu verordnete Kommission die Richtigkeit der Papiere untersuchen und Jeden nach seinem früheren Range wieder anstellen solle. Diese Prüfung der Legitimationen war sehr notwendig, um in der Folge Mißbräuchen und Betrügereien vorzubeugen, deren einzelne Fremde allerdings sich schuldig gemacht hatten. Die Eparchen waren gewöhnt, jeden, der irgendeinen angeblichen Titel oder öffentlichen Charakter vor sich hertrug, in dem Grade desselben zu bestätigen. So gab es eine Menge fremder Obersten, Oberstleutnants, Majore, Kapitäne und andere Offiziere, die keineswegs vermochten, ihre angemaßten Grade zu beurkunden. Mehrere unter ihnen behielten auch nach ihrer Zurückkunft aus Griechenland dieselben bei und erregten in ihrem Vaterlande den Glauben, als ob diese erschlichenen Titel Belohnungen ihrer den Griechen geleisteten Dienste oder ihrer oft zusammenhängend genug erdichteten Kriegstaten seien. So hatte, um durch ein Beispiel die obige Behauptung zu belegen, ein Mensch, Friedrich Adam, mit außerordentlichem Glücke zwei Jahre lang seine erdichtete Rolle gespielt. Als Unteroffizier in dänischen Diensten war er 1815 unter der Dienerschaft eines angesehenen Mannes von Kopenhagen nach Konstantinopel gereist, von dort nach Zante gegangen und im Jahre 1821 nach Morea gekommen. Er wagte es, unter dem Namen eines dänischen Oberstleutnants von Friedel, bei dem Senate sich zu melden. Sein Dienstgesuch ward gewährt, sein militärischer Grad ohne Prüfung bestätigt und er hatte das Glück, von dem Kriegsminister eines unbegrenzten Zutrauens gewürdigt zu werden. Er begleitete denselben überall und hatte den etwas beschränkten Mann so einzunehmen gewußt, daß dieser ohne den Rat des Abenteurers nichts zu tun pflegte. Einst aber war der Betrüger in Geschäften seines Gönners zu Argos, als er von einem Philhellenen aus Dänemark erkannt und auf der Stelle entlarvt wurde. Darauf ward er nach vorhergegangener Untersuchung kassirt, ihm der Säbel zerbrochen und er für ehrlos

erklärt. Es ist leicht zu begreifen, wie auf solche Weise das Mißtrauen der Griechen gegen die Fremden einen nicht leicht zu verwerfenden Grund hatte, da die Meisten unter den letzteren überdies nur befehlen wollten.

Striebeck S. 160—163.

Zeitvertreib der Philhellenen

Mitten im Jammer und Elend wurden durch die Langeweile in Korinth Freimaurer- und andere Logen gestiftet. Die Maurer hatten zur Abhaltung ihrer Zusammenkünfte ein besonderes Haus eingerichtet. Der größte Teil bestand aus Mitgliedern der Loge zu Marseille, und sie nannten sich hier Brüder des Apollo; denn man war gesonnen, später, wenn mehr Ordnung der Dinge in Griechenland eintreten sollte, die ferneren Zusammenkünfte unter den Ruinen des noch in Korinth stehenden Apollotempels abzuhalten. Diese Idee hatte in der Tat viel Anziehendes. Es wurden auch schon in jener Periode mehrere Individuen mit allen denen in französischen Logen gebräuchlichen Zeremonien aufgenommen und die größere Anzahl der Mitglieder bestand aus sehr achtungswerten Männern. Man gab den neuen, hier erst aufgenommenen Brüdern einstweilen geschriebene Brevets, in der Voraussetzung, daß solche bei Vorzeigung in der französischen Mutterloge anerkannt werden würden. Alle Deutschen, die hier aufgenommen wurden, standen hierdurch mit den Franzosen in besserem Vernehmen; jede Reibung zwischen Deutschen und Franzosen hatte hiermit ein Ende. Alle Zusammenkünfte bezweckten nur gegenseitige freundschaftliche Annäherung. Politische Gegenstände kamen gar nicht zur Sprache, und was konnte wohl in jenem Lande wünschenswerter sein, als ein auf Tugend und Freundschaft gegründeter Bund? — Mußten nicht hier Deutsche, Franzosen und welcher Nation auch ein jedes Mitglied zugehören mochte, ein und dasselbe traurige Schicksal erdulden?

Doch wenn man überhaupt das bunte Gemisch der zu jener Zeit in Korinth anwesenden Philhellenen näher betrachtete, so überzeugte man sich auch wohl gar bald, daß die Befreiung Griechenlands den meisten fremd war. Wie viele waren da, um nur gemächlich leben zu können. Der Wein von Cypern, Samos, Cea und vielen anderen Inseln des Archipelagus wurde in starken Quantitäten genossen. Oft sah man den ganzen Tag über taumelnde Franken von einem Weinfäß zum anderen ziehen, um die vorzüglichste Qualität zu erproben. Es befanden sich auch eine nicht

unbedeutende Anzahl von Philhellenen hier, die die bitteren Tage in Griechenland noch nicht gekostet hatten. Mit dem noch übriggebliebenen Gelde von der Reise versagten sich letztere keine Sinneslust. Ja, einige waren am Ende so verwegen, mit Karten- und Würfelspiel einen Versuch zu machen. Wie mancher arme Tropf, der schon seit geraumer Zeit angewiesen war, von seinen achtundzwanzig Parades täglich zu leben, ließ sich zum Spiele verleiten, um, wie er meinte, nach langem Mangel und Elend sich durchs launige Glück in eine angenehmere Lage zu versetzen! — Unter der Herde, die sich bestimmt hatte, für Griechenlands Befreiung zu kämpfen, sah man leider nur zu viele rüddige Schafe.

Schrebian S. 143—144.

Mißachtung der Philhellenen

Am Ende war es immer sehr viel von den Griechen, wenn sie noch einige Rücksicht auf die sogenannten Philhellenen nahmen und ihnen überhaupt gestatteten, in Griechenland zu bleiben. Denn ohne zu übertreiben, behaupte ich, daß Dreiviertel der anwesenden Franken durch ihr Betragen selbst dem letzten, elendesten Volke unserer Erde Schande gemacht haben würden, und daß es ein Glück für sie war, daß die Griechen wohl größtenteils italienisch, selten aber französisch oder deutsch verstehen.

... Was die Deutschen besonders betrifft, so ist es mir lieb, bemerken zu können, daß sie wenigstens weit mehr Ausdauer und Furchtlosigkeit als die übrigen Nationen bewiesen. Denn als wir, nach dem unglücklichen Gefechte bei Petta in Missolongi angekommen, auch zur See von einer ungefähr 100 Segel starken türkischen Flotte eingeschlossen wurden, flüchteten sich, mit Ausnahme weniger, sämtliche Franzosen und Italiener, durch Vermittlung der Konsuln, nach Zante und Cephalonia, während die noch übrigen Deutschen erklärten, daß sie gerade jetzt die Sache der Griechen am allerwenigsten verlassen könnten. Leider muß ich aber hinzufügen, daß sie in Hinsicht des unsittlichen Betragens und der Völlerei (denn Trunk ist dieses gar nicht zu nennen) den anderen Nationen durchaus nichts nachgaben; ja, daß sogar diejenigen, welche wegen ihrer Stellung auf das Schicksal Griechenlands, insbesondere aber auf das Schicksal der Philhellenen günstig einwirken konnten, ebenfalls hiervon nicht frei waren, und den Griechen, welche in jedem Genusse sehr mäßig sind, nicht allein

zum Spott dienten, sondern sogar Gegenstände der Verachtung wurden. . . .

V. Mandelsloh (Dresdner) Abend-Zeitung 1824, Nr. 278 (19. Nov.),
S. 1110.

Die Expedition Kephalas

Wenn ich früher gesagt habe, daß wir nach Ankunft der Philhellenischen Expedition unter dem Kommando von Kephalas nach Napoli aufentboten wurden, und nachher dieser Expedition gar nicht mehr erwähne, so werden die Leser schon daraus geschlossen haben, daß es mit der Glaubensarmee nicht zum besten abgelaufen sein müsse. Dies war auch wirklich der Fall; sie hat sich auf die kläglichste Art aufgelöst, wie aus folgender Skizze ihrer Schicksale hervorgehen wird.

Als das Schiff mit den Philhellenen in den griechischen Gewässern angekommen war, wollten die Griechen zu Spezia und Hydra es nicht einmal einlaufen lassen, unter dem Vorgeben, man besäße keine Mittel, die Truppen mit dem Nötigen zu versehen. Mehrere Tage mußten sie vor dem Hafen von Hydra liegen bleiben, und erst auf Versicherung von Kephalas, daß er noch Lebensmittel zur Verpflegung seiner Truppen habe, auch einen Vorrat von Waffen und Kleidungsstücken mitbringe, wurde die Ausschiffung verstatet, ein Gebäude zum Magazin eingerichtet und die Effekten darin niedergelegt. Als es sich nun bei deren Revision ergab, daß die Gewehre und Büchsen alte unbrauchbare Waffen waren, daß an den Uniformen und Kleidungsstücken beinahe die Hälfte fehlte und der Rest von sehr schlechter Qualität war, als die versprochenen Portionen an Wein, Fleisch, Gemüse und gar der Sold ausblieb, da wurde die schon bei der Ausschiffung merkbare Unzufriedenheit immer stärker, und die Gärung nahm so zu, daß Kephalas sein Magazin an die Hydrioten verpfänden mußte, um durch Ankauf von Wein und Brot für einige Tage und eine abschlägliche Soldausteilung die Gemüter etwas zu besänftigen. Da er hierdurch einigermaßen die Ruhe hergestellt hatte, begab er sich mit seinen Leuten von Hydra nach Kastri und Hermione zum griechischen Gouvernement, das, obgleich erfreut über die Ankunft der Glaubensarmee, denn doch nicht ermangelte, dem General en Chef zu erklären, es ständen ihm durchaus keine Mittel zu Gebote, die vom Herrn Hofmann gegebenen Versprechungen zu erfüllen. Die natürliche Folge davon war, daß schon nach einigen Tagen die Unzufriedenheit aufs neue laut

wurde; man schimpfte auf den Anführer, fluchte dem Herrn Hofmann und stürmte zuletzt das Quartier von Kephilas mit gefälltem Gewehr. Diesem gelang es zwar für seine Person, zu entkommen, aber seine Sachen wurden geplündert und der vorgefundene Rum, Schinken, Makkaroni u. dgl. in Beschlag genommen, um ihn dadurch zur Erfüllung der geleisteten Zusicherungen zu zwingen.

Aus dem Magazin in Hydra war nichts mehr zu bekommen, denn dieses befand sich in den Händen der Griechen. Hierüber wütend, setzte die Armee ihren Feldherrn ab und wählte einen preußischen Kavallerieoffizier zum Anführer, aber der größte Teil der Leute drang bei dem Gouvernement auf die Zurückschaffung nach Europa, zu welchem Ende man sie nach den Inseln im Archipel überschiffte. Der neue General begriff ebenfalls sehr bald, daß er ohne Geld und Mittel nichts anfangen könne; er begab sich daher mit 30 seiner Leidensgefährten nach den benachbarten Inseln, wo er glücklich Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa fand.

Da, wie leicht zu begreifen ist, die Mehrzahl der Expedition nicht aus reinen Glaubens- und Freiheitsenthusiasten, sondern aus dienstlosen dürftigen Offizieren, durch eigene Schuld verarmten *bon vivants*, Aventuriers, Abenteuer suchenden und arbeitsscheuen Müßiggängern bestand, die sich *Avancement*, kriegerischen Ruhm, Reichtümer und ein echt orientalisches Leben versprachen, in welchen Erwartungen sie noch durch die täuschenden Versprechungen des Herrn Kommerzienrats Hofmann bestärkt wurden, so war es wohl natürlich, daß viele schon den letzten Groschen verjubelt hatten, ehe sie noch selbst Marseille erreichten, und mit größter Sehnsucht der Ankunft in Morea entgegen sahen, wo sie wenigstens Unterhalt erwarteten und nicht zweifelten, bald im Besitz von türkischen Schätzen, in ihrem Serail ein Leben zu führen, so schön man es nur in der tausend und eine Nacht findet. Als nun gleich in den ersten Tagen die Wirklichkeit nicht bloß diese goldenen Träume verscheuchte, sondern die armen Getäuschten auch überführte, daß man sie mit leeren Versprechungen hintergangen hatte, und ihnen das nicht einmal wurde, was sie mit Recht auf die Zusage von Herrn Hofmann und Konsorten erwarten konnten, da mußte wohl Unzufriedenheit und Verzweiflung unter ihnen einreißen. Seine Existenz glaubte jeder wenigstens gesichert zu wissen, dies war ihm ja von angesehenen Männern schriftlich zugesagt; den zu erwartenden Reichtum wollte er sich schon erkämpfen, und was sich

auch über manchen Ritter der Glaubensarmee sagen läßt, so ist doch nicht abzuleugnen, daß es alle kampflustige Leute waren, die, wenn sie nicht so unerlaubt hingeopfert worden wären, gewiß ersprießliche Dienste geleistet haben würden. Jetzt aber abgerissen, ohne Schuhe, ohne Hemd, ohne Geld, ohne Hilfe von den Griechen, verfluchten und verwünschten sie alle die begangene Torheit, den Aufforderungen des Herrn Hofmann Gehör gegeben und sich auf seine trügerischen Zusagen verlassen zu haben. . . .

Kephalas, als Grieche, hatte Mittel gefunden, von dem Gouvernement einige tausend Piaster zu erhalten. Mit diesem Gelde zog er einige seiner Gefährten wieder an sich, warb Griechen an, erhielt für diese von den Hydrioten auf 200 Mann Uniform und Waffen, und ließ nun seine Leute durch zwei badische Offiziere, Toujourd'hui und Stetzelberger, fleißig im Exerzieren üben; es hielt aber nicht lange stand, denn da die Soldzahlung schlecht ging, so liefen die Griechen, wenn sie eingekleidet waren, immer wieder fort. Ebenso ging es einem Artillerieoffizier, namens Deutsch. Dieser hatte einige Handwerker nebst Gerätschaften bei sich und wollte in Napoli eine Handwerkskompagnie errichten, gewiß eine sehr nützliche Sache für die Griechen. Da er aber keine Unterstützung vom Gouvernement bekam und den Leuten also nichts geben konnte, so verlief die Kompagnie ebenfalls sehr schnell.

Auf diese Art hat sich die Expedition der Philhellenen des Herrn Kommerzienrats Hofmann in sehr kurzer Zeit aufgelöst, ohne einen Feind gesehen oder einen Schuß getan zu haben, daher dann von derselben bald keine Rede mehr war und ich ihrer auch weiter nicht mehr erwähnen konnte. . . .

F. W. v. Mauvillon, S. 54—58.

Daß bei dem Verfahren des griechischen Gouvernements gegen alle Fremde, die nach Griechenland kamen, auch diese Expedition, worüber so viel Aufhebens in Deutschland gemacht worden ist, ihrer Auflösung nicht entgehen konnte, ist leicht einzusehen und bestätigt sich aus der Erzählung ihrer Schicksale im Tagebuche hinlänglich. Es ist wohl außer allem Zweifel, daß die Absichten der Griechenvereine gut gemeint waren, und daß alle diejenigen, welche Beiträge dazu gaben, gewiß den reinen Wunsch hegten, dadurch nach Kräften mitzuwirken, um die Sache der Griechen, der jeder edel und christlich Denkende den besten Fortgang wünscht und wünschen muß, wie auch das Benehmen

der Griechen sei, zu befördern; aber ebenso erwiesen ist es, daß dieser edle Zweck ganz verfehlt wurde und verfehlt werden mußte durch das Verfahren der an der Spitze stehenden Personen, und namentlich des Herrn Kommerzienrats Hofmann zu Darmstadt. Auf welchen Grund konnte dieser an die sich meldenden Philhellenen einen gedruckten Paß ausfertigen, worauf in deutscher, französischer und griechischer Sprache stand: daß der Vorzeiger desselben sich freiwillig gemeldet habe, um unter die Zahl der griechischen Freiheitskämpfer aufgenommen zu werden, demzufolge auch von ihm der Eid der Treue abgelegt worden sei, wofür ihm in demselben Passe versichert wurde, daß nach einem mit dem griechischen Senat abgeschlossenen Kontrakt er Gehalt, Kleidung, Portionen u. dgl. erhalten solle; daß ferner, wenn diese Bedingungen nicht erfüllt werden oder Blessuren, Krankheiten, Familienverhältnisse es notwendig machen würden, der Senat sich verpflichte, jeden unentgeltlich nach einem französischen oder italienischen Hafen bringen zu lassen; daß überhaupt die Philhellenen durchaus mit dem griechischen Militär gleich gehalten und ihnen das Versprochene richtig und regelmäßig verabfolgt werden solle. Mit welchem vom griechischen Gouvernement bevollmächtigten Gesandten hat Herr Hofmann diesen Kontrakt abgeschlossen? Denn in Griechenland wollte man nichts davon wissen. Das Gouvernement leistete keine einzige dieser Versprechungen; wer bleiben wollte, konnte bleiben, wer gehen wollte, konnte wieder abreisen; niemand bekümmerte sich darum in Griechenland. Wurde aber diese Zusicherung ohne vorher abgemachte Konvention gegeben, dann frage ich: War es zu entschuldigen, auf diese Art Menschen zu hintergehen und die Vereine so um ihr Geld zu bringen? . . .

F. W. von Mauvillon. S. 108f. Anm. 22.

Unterdessen war die Ruhe unter den Truppen wieder hergestellt; General Kephelos war zurückgekehrt, und wurde durch den Beistand einer sich für ihn erklärenden Partie, von den Gegnern die Glaubenspartei genannt, unterstützt. Die andere und stärkere Partie drang fest auf Einschiffung, und stand deshalb mit der Regierung in Unterhandlung. Ein Magazin, bestehend in Leder, Leinwand, Kleidungsstücken, Handwerksgeräte, Waffen und Eisen, was die Legion mitgebracht hatte, und welches an Wert auf 60000 Franken geschätzt wurde, sollte zur Einschiffung der letzteren verwendet werden. So standen die Angelegenheiten

dieser beiden Parteien, als plötzlich der Tod des Vizepräsidenten Athanasios Kanakari, der sich so verdient um sein Vaterland gemacht hatte, erfolgte, und eine Stockung in den Verhandlungen herbeiführte. Endlich griff die Regierung zu einer List, wodurch sie die Mehrzahl auf die Seite der Bleibenden brachte und das Magazin, wahrscheinlich im Einverständnis mit Kephalos, sich selbst zueignete. Die Soldaten hatten größtenteils kein Geld mehr, und da viele unter ihnen Schuhe, Kleidungsstücke usw. verkauften, um Wein trinken zu können, ja sogar einige schlechte Subjekte bei Bewachung des Magazins einbrachen und Schuhe und andere Sachen daraus entwendeten, die sie an Griechen verkauften, so drang die Regierung darauf, daß ihr das Magazin übergeben werde, und machte zugleich den Vorschlag, jedem Manne, der nach Napoli abmarschieren wolle, vier Piaster ungefähr 1 fl. 20 kr. — auszuzahlen.

Was lange Verhandlungen nicht bewirken konnten, das bewirkte jetzt dieser kleine Geldbetrag. Die meisten verließen nun ihre bis jetzt verteidigte Sache und entschlossen sich, um vier Piaster zu erhalten, nach Napoli zu marschieren, wodurch sie sich der Gegenpartie wieder anschlossen und das Kommando des Generals anerkannten. Nun drang die Regierung auf Ablieferung des Magazins, was auch sogleich geschah.

Man denke sich die Inkonsequenz dieser Truppen: einem General, den sie vorher verflucht und vertrieben hatten, gegen den man allerdings Beschwerde und Mißtrauen hegen konnte, schlossen sie sich für vier Piaster wieder an. — Die eifrigen Bemühungen der Offiziere Lessing und Rüppel, das Korps im Besitz des Magazins, und unabhängig vom General, bei welchem sie selbst nicht länger zu dienen Lust hatten, zu erhalten, blieben fruchtlos. Die Griechen, längst aufgebracht über die Untätigkeit der Fremdlinge, ließen am letzten Tag noch ihre Wut gegen sie merken, und ein Teil, der nach Napoli abreisenden Soldaten wurde von ihnen mißhandelt. . . .

Die Mehrzahl der Truppen schiffte sich nun nach Napoli ein. Eine geringere Anzahl gab ihre Waffen ab und zog vor, sich unbemittelt durch Feindesland einen Rückweg zu bahnen, als unter solchen Umständen, nämlich ohne Sold, zu dienen. Was mich anbelangte, so sah ich wohl ein, daß ich, bei dem Mangel an Mitteln, mir kräftige Lebensmittel zu verschaffen, nicht genesen könne. Zudem hatte mich meine Krankheit so schwach und abgeneigt für den Krieg gemacht, daß ich mich wieder nach dem zivilisierten Europa zurücksehnte. Ich beschloß daher, ebenfalls

zurückzukehren, um so mehr, da ich wegen meines geschwellenen Fußes zum Dienste untauglich war. Ich stellte dem Kriegsminister meine Lage vor und bat ihn um Unterstützung zur Rückreise. S. E. bezeugten großes Bedauern über meinen Verlust; er versprach mir strenge Nachsuchungen darüber zu halten, billigte meinen Entschluß zur Rückreise und gelobte mir Hilfe.

Unter Tränen und Schmerz sah man die Freunde scheiden; diejenigen, welche zurückreisten, waren ebensogut Gefahren und einem ungewissen Schicksale preisgegeben als jene, welche blieben. Der Oberleutnant Rüppel ließ sich, trotz seiner Wunden, nicht schrecken, verzieh großmütig und blieb mit dem Hauptmann Dittmar zurück. Möge das Geschick diesen Biedermännern recht gnädig sein; ich habe seit dieser Zeit nichts mehr von ihnen gehört. Wahrscheinlich sind sie, da sich auch die deutsche Legion, nachdem sie lange genug mit Elend und Mangel gekämpft hatte, auflöste, gleich allen anderen wieder zurückgekehrt.

Kephalos starb an Krankheit in Tripolizza. Viele der Truppen desertierten, verkauften ihre Waffen und schifften sich mit dem Gelde nach Smyrna ein. Dies war das Schicksal der großen Expedition, die soviel Geld kostete und welche man immer durch neue Truppensendungen verstärken wollte. Herr Kommerzienrat Hofmann in Darmstadt, der sich unter den Vereinsmitgliedern am tätigsten bei Errichtung dieser Truppen zeigte, sah, daß durch diesen unglücklichen Gang der Sache seine Anstrengungen nutzlos geworden waren, und so wurde beschlossen, die Expeditionen einzustellen, und die vorrätigen Gelder wurden nun zur Rückreise der Truppen verwendet. Bevor ich zu meinen eigenen Angelegenheiten zurückkehre, bemerke ich noch, daß die Truppen per deutschen Legion durch Uneinigkeit und unzweckmäßiges Verfahren, wodurch sie sich sogleich das Mißtrauen der Regierung und der Einwohner zugezogen hatten, selbst viel zu ihrem Unheile beitrugen.

Gottfr. Müller II 1—6.

Drittes Kapitel

General Graf von Normann

Von allen Nationen Europas waren Streiter herbeigeeilt, welche ihre Dienste der Freiheit Hellas' weihten. Es waren mehrenteils Militärs, mannigfaltig erprobt, und aus vielen sprach ein reiner Enthusiasmus für die heilige Sache. Es zeichneten sich unter

ihnen mehrere durch große Talente aus, die leider von den Griechen nicht erkannt wurden, denn „Ärme“ und nicht „Genies“ bedurften sie; eine unglückselige Idee, welche bald den griechischen Angelegenheiten sehr nachteilig wurde. Dennoch bewährte die Mehrzahl eine seltene Anhänglichkeit, besonders leuchtet dadurch der General Graf Normann unter allen Franken hervor, welche auf Griechenlands Boden den Befreiungskrieg mitmachten. Er war die Blume dieser ritterlichen Schar und ein zweiter Bayard; denn davon gab er die glänzendsten Proben in Artas Gebirgen und in Navarin. Kaum war er hier mit fünfzig Männern gelandet, so bot sich die Gelegenheit dar, seine Talente und seinen Heldennut vor den Augen Europas zu beweisen. Die Türken Modons, unterstützt von der ottomannischen Flotte, erschienen vor den Mauern dieses festen Platzes, den fast alle Griechen geräumt hatten, und selbst der Kommandant wollte das Weite suchen, denn er fürchtete für seinen Zopf — eine herrliche Handhabe, um den Kopf abzuschlagen —, als ihn der wackere Graf ernstlich an seine Pflicht erinnerte. Die Heldenschar, zum höchsten Enthusiasmus begeistert durch des Grafen Beispiel, warf sich in die Stadt, besetzte die Burg und leistete so kräftigen Widerstand, daß die Feinde mit blutigen Köpfen ihren Schlupfwinkel und das Geschwader von dreiundfünfzig Segeln die hohe See suchten. Es waltet ein guter Genius über diesem heldenmütigen Grafen ob, denn nur mit einer Hand voll Braven — deren geringe Zahl man durch den Lärm von Trommeln ersetzte — widerstand er glücklich den überlegenen feindlichen Kräften und Lachesspann, obgleich in der Nähe die Lunte brannte, die Zitadelle mit ihren braven Verteidigern in die Luft zu sprengen, wäre die mordlustige Horde unterm Halbmonde in dieselbe gedrungen. In ganz Griechenland scholl der Name dieses Helden; in Tripolitza wartete sein ein glänzender Triumph, und Ehrfurcht erzeugten ihm alle Hellenen. Aber auch sein populäres Betragen — welches unreife Jünglinge voll Heimtücke so sehr verkannten — wandte ihm die Herzen der Besseren unter den Franken zu, welche er durch seinen wahren Soldatensinn mit dem Bande der Eintracht fest umschließen wollte, unter denen leider so vielfache Reibungen stattfanden. Lästere nun, Thersites, deine giftigen Pfeile treffen dich selbst! — Seine Tätigkeit umfaßte alles, was auf den Krieg Bezug hatte; so entzog er sich während mehreren Tagen allen Gesellschaften, um Kartuschen für die beiden Piecen zu verfertigen (welche er von Tripolitza mitgebracht hatte), Kugeln zu kalibrieren, Kartätschen durch Zerschlagen von Stückkugeln zu machen und

mit dem Instrumente in der Hand an Lafetten und ihren Beschlägen zu arbeiten. Von Geschäften frei, sah man ihn dann in fröhlichem Kreise, Erholung suchend und Rat seiner besseren Waffengefährten hörend. Da gab es dann hämische Beobachter und Neider, und bald hieß es: „Der Graf hat ein Glas zuviel getrunken!“ Aber dies war boshafte Rache kleinlicher Geister, welche dem würdigen Manne nicht in das Auge zu sehen wagten und sich vor ihm im Staube wälzten. Jedoch der Edle gedachte nicht ihrer Lügen und sprach sogar Gutes von ihnen, wo sich dazu die Gelegenheit fand. Vorzüglich wird Reue euch einst ergreifen, Jünglinge aus dem mittäglichen Deutschland! Durchstreifend mit euerm Mammon in der Tasche Griechenlands Landschaften und nichts nützend — man konnte ja von euren Feldherrntalenten keinen Gebrauch machen, da man euch nicht verstand —, suchte euer Lügenmund des Biedern Ruf zu schaden, einen Grund ersinnend, warum ihr euren Landsmann verlassen, der euch gern verziehen hat. Normann ist euer Stolz, wackere Bürger am Neckarstrande! und naht sich Bellona einst verderbend euren Grenzen, dann führt ihr Weg über seinen Leichnam zum Throne, der unerschütterlich dasteht, denn er ist auf Volkeswohl und Volkesliebe gebaut!

A. v. Lübtow S. 33—36.

Normann, ein Mann in der besten Periode des männlichen Alters, von einigen vierzig Jahren, war, wie so mancher andere, von den Unternehmungen der Griechen gegen die Pforte so enthusiastisch, daß er, noch ehe er Deutschland verließ, fest beschlossen hatte, den Griechen in ihrem Kampfe bis an sein Lebensende beizustehen. Ob er gleich in seinen vaterländischen Diensten (württembergischen) schon die Charge eines Generals bekleidet und sich in den früheren Kriegen, die Napoleon in Deutschland und Rußland führte, bei mehreren Gelegenheiten zum vorteilhaftesten ausgezeichnet hatte, so wußte doch ein böses Geschick ihn aus seiner tätigen Sphäre herauszureißen. Es ist jedoch hier nicht Zweck, über seine früher begangenen Fehltritte zu urteilen. Genug, Normann war ein Mann, der, wenn ihn nicht so manche Unannehmlichkeit in seinem Vaterlande moralisch getötet hätte, in jeder Beziehung viel zu leisten imstande gewesen wäre. Im ganzen genommen besaß er ein gutes Herz und Verstand, der auch zum Teil wissenschaftlich ausgebeutet war; demohngeachtet fehlte ihm aber ein gewisses Selbstvertrauen, und wenn er in

so manchen Verhältnissen seinen eigenen Eingebungen gefolgt wäre, so würde er auch in den Augen des Publikums untadelhafter erscheinen. Leider ließ er sich aus Mangel an diesem Selbstvertrauen durch jeden, der es nur wollte, leiten. Daher kam es, daß seine Umgebung nicht immer die richtig gewählte war. Ruhmsucht und Eigennutz waren zu häufig in der Handlungsweise dieser Menschen, nach deren Vorschlägen er sich bequemen mußte, vorherrschend. Absichtliche Fehler und Mißgriffe mancherlei Art, die hierbei begangen wurden, kamen auf Rechnung Normanns. Wie wenig bei einer so beschränkten und gefährlichen Stellung von einem Manne, wie Normann besonders in Griechenland hätte sein sollen, zu erwarten war, ist sehr leicht einzusehen. Dem sei nun aber wie ihm wolle, so blieb doch der General, bei allen diesen bemerkten Schwächen, rein dem Interesse der Griechen ergeben, und bei allen kritischen Ereignissen während seines Aufenthaltes in Griechenland hat er sich durch persönlichen Mut und Gegenwart des Geistes ausgezeichnet.

Schrebian S. 133—135

Es bedarf für den aufmerksamen Leser wohl kaum noch der Bemerkung, daß eine gewisse Ungeduld, die jedes Ausharren scheute, herrschender Zug unseres Kreises war und blieb. Sie trat gerade jetzt wieder sehr lebhaft hervor, da wir schon seit drei Wochen vergeblich auf eine Antwort der Eparchen warteten, und die Ungewißheit unserer Lage Jünglingen und Männern, denen schnelle, möglichst bedeutende Resultate ihres Unternehmens stets als das schimmernde Ziel ihrer Hoffnungen vor-schwebten, nicht länger erträglich scheinen konnte. Auch offenbarte es sich bald, daß Graf Normann nicht im Besitze der Gabe war, durch sein Beispiel Ausdauer zu lehren. Er wurde gleich bei seinem ersten Erscheinen in Griechenland von den Eingeborenen und den Philhellenen überschätzt und auf einem viel höheren Standpunkte erblickt, als er wirklich einnahm. Wäre er ein militärisches Genie gewesen, so würde sein Schicksal von jeher sich ganz anders gestaltet haben, als die traurige Geschichte seines Lebens es darstellt; allein er war kein Feldherr, kein politischer Charakter in irgendeinem höheren Sinne. Wenn er Tapferkeit besaß, so war es jene untergeordnete, welche den tatenlustigen Mann in die Vorhut ruft, um der Erste dem Feinde gegenüber-zustehen. Wir dürfen es gewiß eine Schwäche des kühnen, etwas ruhmsüchtigen, sanguinischen Lebemannes nennen, daß er an

die Möglichkeit glaubte, einst Herrscher der Halbinsel Morea zu werden. Er vermochte nicht einmal der Popularität, vermittlels welcher er sein abenteuerliches Ziel zu erreichen strebte, ein folgerechtes Maß zu setzen; sie artete oft aus und mußte deshalb ihren Zweck verfehlen, ja den Plänen, denen sie dienen sollte, gerade entgegenwirken. So sahen wir denn schon jetzt deutlich, daß wir, bei seinem früheren Auftreten unter uns ihn für einen Mann von tieferem Geiste haltend, uns betrogen, und daß unsere Absichten durch ihn wohl nicht gefördert werden würden. Getrieben von Mißmut, gequält von dem Gefühle vereitelter Entwürfe, ja heimgesucht von Reue über manche unwiederbringliche Aufopferungen im Vaterlande, beschloß die Mehrzahl unserer Kameraden in Argos oder Korinth, unter den Augen der Gewalthaber, ihr letztes Heil zu versuchen. Nur dreiundzwanzig, unter ihnen der Verfasser, wollten den Grafen nicht verlassen, sondern an seiner Seite die Entscheidung der Eparchen, wie sie auch immer ausfallen möchte, erwarten. Er ließ es an Trostworten und glänzenden Verheißungen nicht fehlen. „Von allen Vereinen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz“, sagte er oft zu seinen Treuen, „bin ich der Regierung zu dringend empfohlen, als daß sie sich nicht gezwungen sehen sollte, meinen Anträgen Gehör zu geben. Die schönste Zukunft steht uns also nahe und sicher bevor! Verdunkeln wird diese durch eigene Schuld jeder, der von mir scheidet. Nie kann und wird, wer nicht mit mir geht, in Griechenland sein Ziel verfolgen oder erreichen!“ Dennoch schieden jene. Wir Zurückbleibenden aber suchten in unserer freilich engen Sphäre nach Kräften zu wirken.

Striebeck S. 105—108.

Noch forderte, gleich in der ersten Sitzung, der Senat den Grafen auf, seinen Plan zur Organisation der Philhellenen vorzulegen, auch besonders über deren künftiges Verhältnis zu der einheimischen Kriegesmacht und deren beiderseitiges kräftiges Zusammenwirken seine Ideen vorzulegen. Der Graf aber schien diese Gegenstände bei weitem nicht tief genug zu durchschauen, zu erwägen und zu würdigen, obgleich das Heil der fremden Krieger doch einzig hiervon abhing, und die Möglichkeit, den Zweck ihres Kreuzzuges erreicht zu sehen, sich einzig dadurch bedingte. Leider rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen keineswegs. Er tat nichts für uns, und es vergingen wiederum Monate, ohne daß ein Wort, viel weniger ein Plan zur Sprache kam.

Striebeck S. 163.

Nachdem wir uns in dem größtenteils zerfallenen Korinth orientiert hatten, kamen wir abends zu dem sogenannten Garten, einem Hause mit eingefriedetem Hofe, der teilweise mit Rasen bedeckt und mit Orangenbäumen bepflanzt war. Ein württembergischer Unteroffizier hatte diese Liegenschaft gemietet und darin ein Restaurant für die Philhellenen eingerichtet. Hier fanden wir einen großen Teil der früher schon angekommenen Kameraden, der Mehrzahl nach Deutsche und Polen.

Hauptmann Dittmar, der mit meinem Bruder bekannt war, bewillkommnete mich aufs herzlichste... Normann war nicht da, und Dittmar gab mir den Rat, ihn nicht zu besuchen. Ich hatte ein an beide adressiertes Empfehlungsschreiben von Rud. Tanner in Aarau. Den General habe ich nachher aber doch besucht. Ich konnte bald wahrnehmen, daß ihn die preußischen Philhellenen haßten, und zwar, wie ich erfuhr, wegen des Gefechts im Mai 1813 gegen das Lützowsche Korps, wo der wackere Hauden als Soldat nicht mehr als seine Pflicht getan...

General Normann ging gegen Ende April nach Epirus ab. Er hatte zwei leichte 3-Pfund-Kanonen aus Frankreich mitgebracht. Sie glichen den gesendeten Gewehren*), waren schlecht lafettiert und ohne Munitionswagen; Munition war wohl da, aber nicht viel, und in schlechtem Zustand...

Der Abend, welcher Normanns Abmarsch vorausging, fand mich mit mehreren Freunden des Generals in dessen Wohnung. Unser Wirt, selbst ein Freund des Pokals, verlängerte das Trinkgelage bis in die Nacht hinein.

Hier erzählte er uns die Geschichte aus dem Feldzuge 1813, vom Gefecht bei Kitzten, dem endlichen Übergang zu den Alliierten, seinem Rückmarsch nach Württemberg und von seiner Flucht nach Sachsen, nachdem ihm von unbekannter Hand die Nachricht zukam, daß er verhaftet werden sollte. Eine Verkettung von widrigen Umständen hatte ihn den Alliierten und seiner Regierung entfremdet. Und doch hatte er nichts weiter getan, als daß er, durch einen Waffenstillstandsbruch von seiten des Lützowschen Korps, der von einem Mißverständnis herrührte, gezwungen, demselben eine derbe Schlappe beibrachte und nachher, dem Drängen seiner Offiziere und dem Menschlichkeitsgefühl nach und die fremde Sache aufgebend, zu den Alliierten hinüber-

*) Zwar waren aus Deutschland Gewehre angekommen, aber es waren abgenutzte und ausgeschossene Waffen, welche die Griechen-Komitees aus deutschen Zeughäusern angekauft und gesendet hatten.

ritt, von denen er dann die Erlaubnis erhielt, seine Reiter nach der Heimat zu führen. Normann war ein Kernmensch, gebildeter und tapferer Soldat und ein Liebling Napoleons. Seine Soldaten verehrten ihn als ihren Vater.

A. Müller (Aarau) S. 26—28 (passim).

Mit Recht wird man fragen: Konnte denn der General Normann nichts ausrichten? Dies war ja ein Offizier von Tapferkeit und Rang, der doch etwas bei den Griechen hätte gelten müssen, wenigstens bei ihren Häuptern als Erster der Philhellenen für die Seinigen mit Kraft und Nachdruck sprechen konnte? Leider war dies nicht der Fall. General Normann, von Schulden erdrückt, ging nach Griechenland, um sich eine neue Existenz zu verschaffen, wo er trotz dem, daß er in Marseille mehr als 6000 Franken erhalten hatte, arm und von allem entblößt mit einigen 40 Europäern ankam. Er selbst hat nie ein Wort nach Deutschland über seine Verhältnisse geschrieben, indem er fürchtete, seine nicht in den besten Umständen zurückgelassene Frau möchte ihm folgen. Von seinen Umgebungen aber meldeten einige den in Deutschland verbreiteten Unsinn über Griechenland und die Lage der Philhellenen dort, wovon das Wenigste Wahrheit enthielt. Normann selbst war der Spott der Philhellenen, solange er an ihrer Spitze stand, denn er hatte sich dem Trunke leidenschaftlich ergeben und war selten nüchtern. Nach der Vernichtung des Korps trieb er sich ohne Bestimmung im Gefolge des Fürsten Maurokordato herum, hatte alle Achtung bei den Griechen und Europäern verloren und starb an einem heftigen Blutsturz zu Missolunghi im Monat November 1822. Er hat durch sein Benehmen den Europäern mehr geschadet als geholfen. . .

F. W. von Mauvillon. S. 81f.

... Die Regierung wollte damals mit einer Legion der Fremden zunächst sich umgeben und ward für diese Maßregel vom Grafen Normann, der eine Stelle im Kriegsrate erhalten hatte, entschieden. Nachher mochte es wohl auch Neid und Verdruß in diesem erregen, daß Niketas das Zutrauen von sechzig fremden Offizieren besaß, die er, der Graf, teils in das Land geführt, teils durch Vorspiegelungen, Versprechungen, sanguinische Hoffnungen an sich gezogen, dann aber durch den ihn beherrschenden leichten Sinn, durch seine bald von allen erkannte Unfähigkeit, irgendeinen oberen Kriegsbefehl zu führen, wieder von sich ent-

fernt hatte. Er selbst verbarg diesen Grund und suchte uns zu überreden, daß die Regierung den Niketas fürchte und besorge, auch die übrigen Philhellenen möchten, durch unser Beispiel verführt, ihm sich anschließen und seiner Truppe ein Übergewicht geben, das ihn gefährlich machen könne. Wir kannten indes die Sachen schon zu genau, um nicht das Wahre vom Falschen sogleich zu unterscheiden. Das Fehlschlagen dieses Planes erregte allgemeinen Mißmut unter unserer Schar. Wäre er gelungen, so hätten wir unter der Leitung des trefflichsten Kriegers, der mit einer seltenen Humanität in unsere Idee einging, ein selbständiges, eigenen Kriegsartikeln unterworfenen Korps gebildet.

Striebeck S. 167—168.

Viertes Kapitel

Kampfweise und Bewaffnung der Griechen

Allgemeine Charakteristik

Die Kriegsmacht der Griechen zu Land und zur See war bis jetzt in den Händen von Privatunternehmern, welche zu einem gewissen Preis Mannschaft und Schiffe zu stellen sich anheischig machen und das Kriegswesen wie ein Handelsmonopol ansehen, eine Einrichtung, welche als ein nur zu mächtiger Hebel der ärgsten Mißbräuche in diesem Lande anzusehen ist.

Oberst Fabvier hat zwar den Versuch gemacht, ein Nationalheer zu bilden, ist aber bis jetzt noch nicht zum erwünschten Ziele gelangt; indessen scheint es, daß Lord Cochrane bei der Flotte damit zustande kommen werde, denn er hat den großen Vorteil voraus, bei ungleich wenigern Hindernissen bereits den Stamm einer Nationalflotte anzutreffen; was aber General Church, der Oberbefehlshaber der Landtruppen wird leisten können, steht noch zu gewarten.

In einem Lande, wo die ganze Bevölkerung bewaffnet und jeder, der eine Pistole handhaben kann, zum Kriegsdienst tauglich ist, braucht man um den Stoff eines Heeres nicht besorgt zu sein; anders aber verhält es sich mit dem, was auf die Form und das Wesen desselben Bezug hat, mit Ordnung, Kriegszucht und Krieger tugenden, an deren Einführung man bis jetzt, ungeachtet aller Bemühungen, gescheitert ist, weil es an einer öffentlichen anerkannten Gewalt fehlt, die Widersetzlichkeit des Einzelnen zu bezwingen und dem Mißbrauch der Freiheit Schranken zu setzen. Da ferner von der Beschaffenheit des Staates auch der Zustand des Heeres abhängt, so wird, solange hier anarchische

Unordnung herrscht, schwerlich eine ordentliche Kriegsverfassung aufkommen können. Sodann scheint es auch, daß bei den angestellten Versuchen europäisch-taktischer Heerbildung, der griechische Volkscharakter zu wenig in Anschlag gebracht wurde, und man seine Blößen zu decken glaubte, indem man den Feind zu verachten sich das Ansehen gab. Die Ungewißheit, in der man sich stets in Beziehung auf die Stärke und Beschaffenheit des Feindes befindet, indem der bunte Mischmasch eines türkischen Kriegshaufens schwer zu schätzen ist, erheischt bei so geringen Streitkräften eine große Vorsicht, daher die Kriegsmannier der Griechen mehr in der Verteidigung als im Angriff besteht und man sich weniger schlägt als belauert, was freilich den Krieg langsam und erfolglos macht.

Soll ein Kriegszug unternommen werden, so übernimmt einer der ausgezeichnetsten Häuptlinge das Kommando, an den sich wieder eine Menge Generale (Strategi), Obersten (Chiliarchi) und Kapitäne (Capitani) mit ihrer Mannschaft (Palicaria) anschließen. Jeder dieser Chefs ist nach Art der Kondottieri für sich unabhängig und wandert mit seinem Häuflein, oft nicht mehr als 10 bis 12 Mann stark, wie eine herumziehende Schauspielergesellschaft, bald an diesen, bald an jenen Ort, je wo er glaubt, daß es ihm mehr Vorteil bringe. Zu schwach und zu faktionsüchtig, um das Land schützen zu können, sind sie gerade mächtig genug, es zu bedrücken, und ihre Banden von dem Volke wenigstens ebenso gefürchtet als die Türken selbst. Der einzelne Palikar wiederum ist ebenso unabhängig und läuft stets demjenigen Chef zu, welcher den meisten Sold bezahlt oder die größte Aussicht auf Beute und Plünderung verspricht, denselben mit Schimpfreden und Drohungen überhäufend, wenn er ihn in seinen Hoffnungen täuscht.

Der Obergeneral ist immer auch zugleich Inhaber einer solchen Truppe, verhältnismäßig der größten, wiewohl nicht jederzeit, und faßt seine Beschlüsse erst nach vorangegangener Zustimmung seiner Capitani.

Kleidung und Bewaffnung muß sich der Palikar selbst anschaffen, soll aber in der Regel des Monats 25 Piaster Sold, und 15 Para *) Himiklik (Taggeld) und außerdem Munition und Lebensmittel erhalten. Der griechische General, Oberst oder Kapitän ist nicht höher bezahlt als der gemeine Palikar, nur in den Taggeldern ist

*) Vier Para kann man nach gegenwärtigem Kurs zu 1 Kreuzer rechnen. Vierzig Para geben einen türkischen Piaster.

er besser gestellt und hat, je nach seinem Grad, 2, 3 bis 5 Piaster Himiklik anzusprechen; da aber diese Palikarenchefs nie so viele Leute halten, als sie in Rechnung bringen, überall, wo sie hinkommen, mit Gewalt nehmen, und ein förmliches Plünderungssystem eingeführt haben, so ist leicht abzusehen, daß sie bei ihrem Gewerbe nicht zu Schaden kommen.

Die Truppen haben übrigens in der letzten Zeit keinen eigentlichen Sold mehr bekommen, sondern mußten sich für die Zeit, wo man sie zu einem Unternehmen brauchte, mit 1 Taler (spanisch) als Handgeld begnügen. Alle Kriegsbedürfnisse, Geld, Munition, Lebensmittel, wurden durch die Unterstützungsvereine des Auslands herbeigeschafft, und wenn Griechenland einst der Roheit entwachsen und des Dankgefühls fähig geworden, wird es erst zu würdigen wissen, wieviel es diesem uneigennütigen Beistande schuldig ist.

Der griechische Soldat ist körperlich nicht stärker als der abendländische, hat aber durch den beständigen Aufenthalt in freier Luft, durch das viele Bergsteigen, auch mittels einer sehr zweckmäßigen Kleidung, äußerst vorteilhaft gebildete Brustorgane, was ihn so erstaunlich behend und ausdauernd in der Bewegung macht; auch wenn es wahr ist, daß der neuere Krieg hauptsächlich mit den Beinen geführt wird, so ist es in dieser Beziehung wirklich nur schade, daß der Grieche sich deren zuweilen im Übermaß bedient.

Der Begriff der Ehre und die Idee der Vaterlandsliebe sind den Palikaren teils unbekannte, teils gleichgültige Dinge, und wenn man ihren Mut steigern will, so kann dieses nur durch Geldversprechungen geschehen. Buzarades ist ein Ehrenname, den man den Herzhaftesten beilegt, und ein Ausdruck, dessen man sich bedient, die Leute im Gefecht anzufeuern. Zum Fahnenträger pflegt man den Verwegensten zu nehmen, weil er der Vorderste im Gefecht sein muß und seinen Bewegungen die übrigen folgen.

Ihre Marschordnung, ihre Fecht- und Stellungsart usw. sind durchaus den Türken nachgeahmt; diese haben jedoch Einheit und Nachdruck im Kommando sowie die sehr gefürchtete Offensivwaffe der Reiterei nebst größeren Hilfsmitteln vor den Griechen voraus, und Griechenland wäre ohne Zweifel längst wieder unterworfen, hätte die Marine sich nicht des Meeres zu versichern gewußt*).

*) Es bewährt sich somit auch durch den jetzigen griechischen Krieg ein bekanntes Wort von Perikles über politische Verhältnisse einer ganz anderen Zeit: „die Meerherrschaft ist eine große Macht“ (Thucyd. I, 82).

In der Wahl ihrer Stellungen werden die Griechen von einem ziemlich richtigen Instinkt geleitet. Auf Trinkwasser muß man in diesem Lande sein Hauptaugenmerk richten. Sie marschieren in unordentlichen Zügen, ohne Rücksicht auf den Zusammenhang. Die letzte Stellung unmittelbar vor dem Feinde wird in der Regel bei Nacht bezogen, und wenn das Terrain keinen natürlichen Schutz gewährt, sogleich mit aller Anstrengung an der Verfertigung sogenannter Tambours gearbeitet. Diese Tambours sind runde oder eckige Verschanzungen von mäßiger Brustwehrhöhe und ohne Graben. Häufig ist man genötigt, für den Bau derselben statt der Erde sich der Steine zu bedienen. Vor dieser Tambourlinie bauen sich die einzelnen Plänkler wieder kleine Brustwehren, welche man Meterisi nennt. In einer solchen Tambourstellung wird sodann der Feind erwartet, und von dieser Basis aus sucht man nach und nach mit stets neuen Tambours dem Feinde das Terrain abzugewinnen. Wenn die Türken nicht gar zu schwach sind, geben sie nicht zu, daß man sich in ihrer Nähe festsetze, ohne darum gestritten zu haben, und meistens erscheinen sie schon den ersten Tag, um, wo nicht einen ernstlichen Angriff, wenigstens eine offensive Rekognoszierung zu machen. Wieviel ihrer auch sein mögen, nie wird, weder türkischer- noch griechischerseits durch den Stoß der Massen gewirkt, sondern in aufgelösten, unordentlichen Linien gefochten; wobei die Griechen aus Furcht vor der feindlichen Reiterei, gegen welche eine so unzusammenhängende, vereinzelter Fechtart keine Widerstandsfähigkeit hat, sich selten weit von ihren Stützpunkten, den Tambours, zu entfernen getrauen. Die Türken, wenn ein tätiger Pascha kommandiert, versuchen in der Regel, jede Stellung ein- oder zweimal zu stürmen und mit Reiterei auf Verschanzungen einzubrechen, welche zufolge ihrer Beschaffenheit nach unseren taktischen Lehrbüchern längst unzulänglich für diese Waffe sein müßten. Mißlingt dieses, so begnügen sie sich, den feindlichen Tambours die ihrigen gegenüberzulegen, und alsdann kann es sich ereignen, daß sich zwei Korps monatelang umlagern und vertambourieren, in unbedeutenden, plan- und absichtslosen Gefechten die Munition nutzlos verknallen, ohne einen erheblichen Zweck erreicht zu haben. Der Anlaß zu solchen Spielgefechten (Polemos) ist meistens zufällig. Ein oder zwei Buzarades, gewöhnlich nach Tisch, gehen vor, legen sich hinter einen Stein oder Erdaufwurf und fangen an zu feuern; hierauf nähern sich einige der Gegenüberstehenden und tun dasselbe. Nach und nach mischen sich beiderseits immer mehr in diesen Zeitvertreib, und

endlich entsteht ein mehr oder minder allgemeines Gefecht daraus. Diejenigen, welche bei solchen Schauspielen nicht unmittelbar Anteil daran nehmen, unterlassen nicht, den Ihrigen Zeichen des Beifalls und der Aufmunterung, den Feinden aber Merkmale des Spotts und der Verachtung mit Worten und Gebärden auszudrücken; und dergleichen Szenen — wie aus Laune begonnen, so aus Laune beendigt — spielen sich zuweilen, wenn die Dazwischenkunft der Reiterei den Spaß nicht verdirbt, bis tief in die Nacht hinein.

Je mehr dieser Krieger sind, je weniger Haltung bemerkt man an ihnen, und während man der Gewandtheit, ja Kühnheit des Einzelnen muß Gerechtigkeit widerfahren lassen, stellt sich das Ganze wie die unordentliche Volksmenge eines Jahrmarktes dar. Die Vorteile, welche aus dem Gefühl der Gesamtheit und der Unterwürfigkeit unter den Willen des Anführers entspringen, halten sie ihren Freiheitsbegriffen zuwider; und diesem Mangel an Einheit und Gesamtgefühl wird man es zuschreiben müssen, daß ein paar Reiter Hunderte von Palikaren in die Flucht jagen, deren jeder, wäre er allein, einen Reiter beherzt auf sich zukommen ließe. Die grausame Behandlung, welche jedem bevorsteht, der in die Hände des Feindes fällt, sodann die Gewohnheit, sein Vermögen an Geld und kostbaren Waffen bei sich zu tragen, sind wohl die Ursachen, warum man sich hier im freien Felde mit weniger, in haltbaren Plätzen aber mit ebensoviel oder mehr Ausdauer schlägt, als der abendländische Soldat.

Im Lager dieser Palikaren erstaunt man über die Genügsamkeit dieser Menschen; die Behendigkeit, womit sie den Gefahren bald zuvorkommen, bald ausweichen; die Schärfe der Sinne, jede Bewegung des Feindes auszuspähen, jede Veränderung zu deuten; man bewundert, wie schnell sie sich zu helfen wissen und welche Anstelligkeit sie haben: aber man fühlt auch den lebhaftesten Unwillen, den Krieg wie ein Possenspiel und als einen Gegenstand elender Habsucht behandelt zu sehen; man zürnt über den stupiden Egoismus, womit jeder nur an sich selbst denkt; über die Feigheit und Grausamkeit, womit die Griechen den Namen ihres Krieges schänden.

Wenn in einem solchen Lager gegen Abend die Zerstreuungen des Tages sich gelegt haben, sieht man die Palikaren in malerischen Gruppen, mit gekreuzten Beinen, behaglich in ihren Tambours sitzen, und während hier einer sich mit seinen Waffen beschäftigt oder seine Pfeife raucht, erzählt ein anderer mit dem lebhaftesten Ausdruck von den Heldentaten des Tages, welche sehr sinnreich

bis auf den kleinsten Umstand ausgeführt, aber durchaus erdichtet und unwahr, sich nicht selten weiter verbreiten und endlich als Zeitungsartikel fixieren. Gewöhnlich befindet sich bei jeder Kameradschaft (Manga) ein Leierspieler, welcher zwar ungeschlachte, doch immerhin belustigende Melodien klimpert und den Tod des Marco Bozaris oder sonst eines Helden besingt. Erhebt sich zuweilen ein Streit unter ihnen, der noch so heftig aussieht, so macht nicht selten ein lustiger Einfall der Sache ein lachendes Ende; denn diese Menschen sind mehr lebhaft als leidenschaftlich, minder böse als roh und zeigen in ihren Streitigkeiten überhaupt nicht die Empfindlichkeit der Abendländer. Nur allein in Fällen, wo eine Übervorteilung stattgefunden, pflegt es ein blutiges Ende zu nehmen, weil betrogen zu werden schädlich und schimpflich zugleich erscheint.

Unterbricht ein Kanonenschlag solche launige Szenen, ohne einen Schaden anzurichten, gleich erheben sich die Köpfe über den Erdaufwurf, dem Feind unter Hohnlachen allerlei Schimpfreden zuzuschreien. Die Albanesen-Türken lassen sich oft auf lange Unterredungen mit einzelnen Griechen ein, nachdem sie zuvor einen Privatwaffenstillstand unter sich verabredet haben. Bei solchen Gelegenheiten unterhalten sie sich sehr vertraulich über die Lagerneuigkeiten, über den Sold und die Art von Verpflegung, welche sie erhalten, belügen sich auch wohl über anderwärts errungene Siege und gehen am Ende ein jeder wieder friedlich seines Weges.

Bei Nacht sind sie wachsam und vorsichtig und getrauen sich eher ein Streich auszuführen als bei Tag, weil in der Dunkelheit ihnen die Reiterei weniger anhaben kann.

Fr. Müller (Alfdorf), Denkwürdigkeiten aus Griechenland. Paris 1833, S. 6—15.

Was die Organisation der übrigen griechischen Streitmassen anbelangt, so hat man dabei die Bildung von Guerillas zum Zweck gehabt; nun fehlt leider ein allgemeiner Operationsplan für diese zerstreuten Haufen, welche in Kapitanerien abgeteilt sind. Jeder Grieche kann für sich werben, sobald er dazu die Mittel oder den Beistand des Senats hat; man sieht daher Haufen von zehn, hundert bis zu mehreren tausend Streitern. Der Angeworbene stellt sich gewaffnet, mit einer Flinte, (gewöhnlich) einem Paar

Pistolen und einem Säbel oder Hatagan (albanesisches Messer); in zwei kleinen, ledernen, patronentaschenähnlichen Kästchen trägt er zwanzig und mehr Patronen, und ohne anderes Gepäck, ist er bei seiner Leichtfüßigkeit und Nüchternheit ganz vorzüglich zum kleinen Kriege geeignet. Die Führer werden gewöhnlich Kapitanos genannt, reiten auf hohen Sätteln dauerhafte Pferde und haben dieselbe Bewaffnung wie ihre Untergebenen. Am Tage eines Gefechts, welches auf tausend und mehr Schritte mit Geschrei, Schimpfen und Abfeuerung aller Feuerröhre beginnt, geben sie das erste Beispiel, vom Pferde hoch in die Luft feuernd. Der Grieche versteckt sich in Felsen und Gebüsch und meidet die Ebenen und flachen Bergabhänge; denn er fürchtet die türkische Kavallerie oder Spahi, da diese Reiter mit zwei Paar Pistolen bewaffnet sind.

Fahnen gibt es im Überfluß, von jeder Farbe, mehrtheils mit religiösen Emblemen geschmückt; ein weißes, stehendes Kreuz im blauen Felde ist das gewöhnlichste Feldzeichen. Versammlungszeichen fehlen noch ganz, und nur jenes Korps hatte Trommeln; mündliche Mitteilung ruft den Griechen vor das Quartier seines Chefs, vor welchem die Hauptfahne aufgepflanzt ist. In die Kirche geht dann der Zug, dort sucht man des Höchsten Beistand durch Anhören einer Messe, der Bischof erteilt den Segen, und nun eilt der Haufe den Toren zu, opfernd den Armen. Auf dem Marsche befolgt man keine Ordnung und belustigt sich durch Abfeuern der Flinten, welches zuweilen die nachtheiligsten Folgen hat; denn es mangelt die Munition dann, wenn es gilt, ernstlich zu feuern. Jeder lagert sich, wo es ihm gefällt, und an Sicherheitsanstalten ist nicht zu denken. — Orden kennt man nicht und phantastisch sah man einzelne Philhellenen rote Kreuze auf der linken Brust tragen.

A. v. Lübtow S. 41—42.

Bewaffnung

Bekanntlich waren die Griechen während türkischer Herrschaft entwaffnet. Von Zeit zu Zeit machten die Türken Haussuchungen, um jeden zu strafen, bei dem sich ein Messer, länger, als von der Regierung erlaubt, fände. Ali Pascha von Janina machte hiervon eine Ausnahme; er bewaffnete seines Zweckes wegen Griechen und Muselmänner. — Jetzt hatten die Griechen erbeutete Türkenwaffen; außer den zahlreichen, nun von den Bergen herabgestiegenen

Räubern. Diese waren immer gut bewaffnet, aber ich weiß nicht, ob sie gar einigen Vorrat gehabt haben mögen. — Es gibt nun nicht leicht noch einen Bauer, der nicht seine Flinte hätte, die er mit auf das Feld, nach der Stadt, kurz immer mit sich trägt. Daß aus diesem beständigen Waffentragen bei solchen Menschen nichts Gutes entstehen kann, begreift jeder. Bei dem geringsten Zank schießen sie aufeinander, und in Navarino flogen uns einst bei solchem Streit in einer kleinen Stube sechs Kugeln um den Kopf, daß ich noch nicht begreife, wie keiner verwundet ward. — Dies war nicht das einzige Mal, daß ich solchen Ausgang ihres Zankes sah. — Ein türkisches Gewehr ist sehr schlecht geschäftet; statt der Kolbe läuft der Schaft in ein dünnes Brett aus, was die Höhe einer Kolbe hat. Ich habe nie zielen sehen. Sie legen den Schaft an die Hüfte und drehen, wie gesagt, oft beim Schuß das Gesicht weg. Ja, in Messalonghi versicherte mir ein deutsch-redender Grieche, da ich ihn in einer Kaffeebude fragte, woher dreien uns gegenüberstehenden die Nasen zerschlagen seien, daß diese Leute zu den wenigen gehörten, die beim Schießen zielten, aber ihre Gewehre zerschlugen jedem Zieler die Nase. Die Läufe dieser Gewehre sollen übrigens gut sein. Ich hatte eine Gelegenheit, sie hinlänglich zu prüfen. Sie schießen ziemlich gewöhnliches Blei und sind sehr lang. Das ganze Gewehr hat fünf Fuß.

Die meisten tragen noch außer dem Gewehre in einem Gurte zwei Pistolen, die immer zwecklos geschäftet, aber sehr häufig mit kostbarem Silberzierat beschlagen sind. Die Läufe sind gut, aber schießen zu großes Blei. Beide tragen sie auf der linken Seite in drei übereinander genähten Stücken Leder. In denselben, also auch auf der linken Seite steckt noch das ebenfalls gewöhnlich sehr reiche Handschar, der Ladstock und zuweilen ein Spitzdolch. Alle diese Waffen bilden einen zumal für Märsche sehr unbequemen und unerträglich hitzenden Wust, und man sieht es dieser Art, die Waffen zu tragen an, daß sie nicht in der Zeit entstand, da der Muselmann noch rüstig im Feldleben umherschweifte, sondern in der Zeit türkischer Faulheit, wo alles sich dem beständigen Kauern fügen mußte. — Den Säbel hängen sie zum Marsche zweckmäßig, nämlich wagerecht an der linken Seite — die Patronen haben sie in zwei kleinen, schlechten, pappenen Taschen auf dem Rücken, an dem Riemen des Gurtes. Die Kleidung im Felde samt der Kopfbedeckung ist die des gewöhnlichen Lebens. — Bei den Räubern findet man gewöhnlich und auch oft bei den anderen Griechen ein silbernes Kästchen, was

mit vielen klimmernden Münzen an einer silbernen Kette um den Hals hängt und irgendeine Reliquie verschließt.

Fr. Lieber S. 24—27.

Eine griechische Manöverübung

Ich kann über die Aufnahme, die ich in Argos fand, nicht klagen. Besonders nahm mich der Fürst Karadscha, der ehemalige Hospodar, sehr freundlich auf. Es ist ein sehr gebildeter, durch Umgang mit Europäern aller Stände abgeglätteter Mann und der Sache Griechenlands mit Enthusiasmus zugetan, sollte es auch nur aus Haß gegen die Türken sein, welche ihm schon die seidene Schnur zudedacht hatten. Sein Verbrechen war, Schulen fürs Volk, Bergwerke für die Zigeuner, Musterwirtschaften für den Landmann eröffnet zu haben. Er wollte den Bauer der Moldau und Wallachei frei und glücklich machen. Nie klagte dieser über ihn. Aber unter den Bojaren gab es viele, denen die alte Barbarei besser gefiel, und diese zeigten ihn in Konstantinopel als Neuerer an. Ich stattete ihm meinen Glückwunsch ab, daß die Angelegenheiten Griechenlands eine so günstige Wendung genommen hätten, und drückte die Hoffnung aus, bald werde wenigstens in Morea kein Türke mehr den geheiligten Boden betreten. „Oh,“ sagte er, „an gutem Willen fehlt es bei vielen nicht, aber wohl an Kraft bei uns allen und an Einsicht bei manchen. Indessen der Anfang ist das schwerste gewesen, und so wird auch der Fortgang selbst leichter sein. Wohl möchten wir uns schämen, in zwölf Monaten nur eine Hauptfestung genommen zu haben. Allein alle wären sie in unseren Händen, hätten wir nicht Schwierigkeiten zu besiegen, die über unsere Kräfte gehen und außer aller Berechnung sind. Mit den türkischen Besatzungen wären wir längst fertig; allein wenn Coron Mordon, Napoli di Romania, Patrasso, Arta unmittelbar von den ionischen Inseln aus Zufuhr im Rücken erhalten, so ist freilich alle unsere Mühe so lange umsonst, als wir sie nicht mit glühenden Kugeln in Brand schießen oder nach einer regelmäßigen Belagerung erstürmen können. Indessen wir verlassen uns selbst nicht — so wird uns auch Gott nicht verlassen! Euer Arm wird viel tun, noch mehr aber euer Kopf. Indessen, Freund, einen guten Rat. Werft das affenähnliche europäische Gewand von euch. Kleidet euch, wie ihr unsere Krieger seht. Die Albanesen hier haben dann vor euch noch einmal so viel Achtung und Vertrauen. Ihr seid dann ihr halber Lands-

mann, und ich glaube, solcher Anzug wird euch nicht so übel stehen.“

Mein Wille war dies ohnedem gewesen. Ich erklärte ihm das mit lachender Miene, und in der nächsten Viertelstunde war eine vollständige Kleidung für mich von ihm selbst ausgesucht. Ich muß doch den Boten des deutschen Generals mit einem Ehrenkleide schmücken, und so den Herrn wie den Diener ehren, die uns gleich beim Betreten unseres Bodens Beweise von Kraft und gutem Willen gegeben haben. Er ließ nicht nach, die Verwandlung mußte auf der Stelle vor sich gehen. In einem Nebenzimmer legte ich ab, was mich euch kennbar macht. Sähet ihr mich jetzt, ihr würdet vielleicht erschrecken. Ein blutroter Kriegsmantel wallt um die Schultern, und wenn nur sonst Gelegenheit dazu wäre, ich könnte wie Eßlair den Theseus vergegenwärtigen. Ein Barett von gleicher Art deckt mein Haupt. Ein Paar fester Sandalen schützt mir die Sohle, und lederne Strümpfe schützen mich gegen Insekten. Sie sind gleich an den Beinkleidern festgemacht. Im Gürtel, der, wo es rasche Bewegung gilt, den Mantel mit umschlingt, stecken zwei Pistolen und ein krummer Säbel hängt über die Schulter herab. Als ich ihm so wieder unter die Augen trat, war er noch einmal so freundlich. . .

Da tönte von fern dumpfer Trommelschlag, und mit kreischen-dem Tone beantwortete ihn das Echo der Pickelflöte. Mitunter schmetterte grell eine Trompete hinein, und durch all die wilden Töne drang oft ein Geschrei, ein Geheul, so wie ich mir das der Irokesen und Nadowessier vorstellte, wenn ich die Geschichte des amerikanischen Freiheitskampfes las. Ich staunte. Ich sah nach dem Fenster, wohin der Fürst selbst ging. „Sie kommen!“ rief er.

Ich sah ihn fragend an.

„Es ist die Schar, von der ich eben sprach“, nahm er das Wort. „Sie soll eben unter meinen Fenstern gemustert werden. Da kann ich euch gleich in euerem Posten anweisen.“

Und näher und näher hallten die wilden Töne des Krieges, und sie zogen in die Gasse herein und stellten sich in zwei Reihen auf, wilde, narbenvolle Männer, daß mir schier der Mut hätte fallen können, unter ihnen nun einer ihrer Führer zu sein. Als einige Ruhe war, ging der Fürst mit mir hinab. Man stutzte, als man mich sah, und wußte nicht das fremde Gesicht mit der Landeskleidung zu vereinen. Der Fürst führte mich mitten unter die versammelten Führer und stellte mich ihnen als neuen Kameraden vor. Meine Fertigkeit im Neugriechischen hieß mich überall willkommen. Wenn man die Sprache des Landes redet, gilt man überall

als halber Landsmann. Ich besah die Geschütze, sie taugten nicht viel.

„Und das sind, versichert man mir, die besten, die man gefunden hat!“ rief der Fürst, als er meine Bemerkungen selbst geprüft hatte. Inzwischen ist das nicht zu verwundern. Die Türken haben auf diese Festungen wenig oder gar nichts gewendet. Sie ließen sie, wie sie sie von den Venetianern erhielten! Diese hatten schon vieles unberücksichtigt gelassen. So fehlte es in keiner solchen zwar an Kanonen, wohl aber an guten beweglichen, an Lafetten und was dahin gehört. Diese liegen unmittelbar auf den Mauern, auf dem Walle, und können mithin weder bewegt noch fortgebracht werden.

Die Musterung hatte mit einer in Berlin nichts Ähnliches. Hier gab es weder übereinstimmende Kleidung noch Waffen. Große und kleine Flinten, Säbel und Schwert, lange und kurze Pistolen wechselten miteinander. Aber aus allen Gesichtern sprach das Wort:

Auf sich selber steht er da ganz allein!

Ich wartete nur, ob nicht das Zeichen zu einem kleinen oder größeren Manöver gegeben würde, und in der Tat dauerte es nicht lange, als der Befehl erging, zum Tore hinaus auf die Ebene zu eilen. Hier brach die Kolonne rechts und links ab und bildete so zwei kleine Heere, die nach einem gegebenen Zeichen wild aufeinander losgingen. Aber alle Ordnung, wie wir sie auf dem Exerzierplatz sehen, war aufgelöst. In einzelnen Häuflein ging alles aufeinander los und floh wechselseitig. Ein entsetzliches Geschrei ließ einen glauben, es finde ein Treffen im Ernste statt. Indessen, wenn die Trompete zum Einrücken in die Linie schmetterte, ging das Ding doch besser, als ich gedacht hatte. Jeder wußte so ziemlich seinen Platz zu finden, und das Ganze überzeugte mich, daß diese Krieger zwar auf einfache, aber kräftige Weise in den nötigen Übungen der Taktik wohl bewandert waren. Es war dies ein Frontangriff gewesen. „Jetzt sollt ihr sehen, wie wir den Feind in der Flanke angreifen!“ so sagte der Fürst, und als sein ihm als Adjudant dienender Albanese fortgesprengt war, dauerte es nicht lange, daß beide Linien auf gleiche Weise gegeneinander lostrabten. Aber die eine hielt nicht lange aus. Sie zog sich fechtend, schreiend, hier ordentlicher, dort ganz aufgelöst auf einen Höhenzug zurück. Jetzt machte sie halt, gewann wieder Ordnung, drückte herunter, und mit einem Male war die angreifende, bis jetzt siegende, gesprengt: denn ein Teil von der ersten war während des Scheinangriffs mit geflügeltem Schritt seitwärts immer fortgeeilt und glücklich in den Rücken gekommen.

Hier durchbrechend, reichten sich die Streitenden gegenseitig die Hände, und dieses Manöver hatte ein Ende. Auf gleiche Weise ward ein Dorf gestürmt, eine Batterie in den Flanken angegriffen.

Mir machten diese Bewegungen ungemeine Freude. Nichts war hier vom Gamaschen- und Paradedienste. Alles war hier Vorbereitung zum Kriege selbst, um jeden Augenblick das eine oder das andere anzuwenden.

Feldham S. 116—119.

Mit Vorwissen und Einwilligung des Führers von der ganzen Schar rief ich alle auf, die besondere Neigung und Lust hätten, sich dem Dienste bei dem Geschütze zu widmen. Der griechische General erklärte, wie er die Weisung habe, jeden dazu ausheben zu können, und wie er dies tun müsse, wenn sich nicht genug meldeten; allein manchem sei vielleicht dieser Dienst lieber, der um so sicherer zu Ehren und Würden führe und Belohnungen verschaffe, weil hier das Vaterland noch am wenigsten beraten sei. Da traten wohl hundertundfünfzig hervor und baten, bei mir bleiben und lernen zu dürfen. Es wäre an der Hälfte genug gewesen, um acht Kanonen zu bedienen. Allein ich dachte, mancher kann die Lust verlieren, alle können, wenn sie einschlagen, an anderen Orten gebraucht werden. Freundlich drückte ich allen die Hand, und am nächsten Morgen sollte der Unterricht beginnen.

Und hat auch begonnen. Freilich ein Leutnant in —schen und —schen und —schen Diensten würde glauben, „daß man den Leuten nix ordentliches beibrächte“, wenn er sähe, wie hier jeder bloß aufs Paradiere und Glänzen berechneter Handgriff vernachlässigt ist. Aber das hat nichts zu bedeuten. Meine Leute laden mit Ruhe und Ordnung, wissen mit ihrem Hebel schnell die Kanone zu richten, protzen leicht ab und ihr scharfes Auge, die Ruhe, die ich ihnen beim Richten wie bei allen Handgriffen als das Hauptsächlichste empfehle, kommt ihnen so zustatten, daß ich überzeugt bin, in der nächsten Schlacht mit ihnen die größte Ehre einzulegen.

Feldham S. 128—129.

Strategische Sorglosigkeit der Griechen

Der Verfasser kann sich nicht enthalten, hier auf diese Wiedereroberung durch die türkischen Waffen (im Jahre 1822) einen

Blick zu werfen. Warum verließen die Philhellenen den stärksten militärischen Punkt des Landes, ohne einen Schuß zu tun? sie, die doch manche denkwürdige Tat des kleinen Krieges, manchen kühnen, schwierigen Streich da vollführten, wo Niketas Turkophaga oder ein anderer hochherziger Mann vor ihren Scharen herzog! Allein die ganze Geschichte Neugriechenlands, besonders die Erfahrung seines gegenwärtigen Türkenkrieges, gibt eine traurige Lehre. Dies Volk, noch in seiner Wiedergeburt begriffen, wird der Trägheit seiner, aus langem Schlafe kaum erweckten Kräfte wieder untertan, sobald es an einem Führer mangelt, der das innere Leben berührend und bildend, auch den Trägsten mit sich fortreißt, und die Bahn ihm vorschreibt, die er gehen oder die Schritte ihm abmißt, welche er auf derselben tun soll. Diese unbesorgte Sicherheit und Tatenlosigkeit ward auch die Ursache des Falles von Korinth; ihr muß es zugerechnet werden, daß Mangel an Lebensmitteln und Hungersnot entstand, und die starke, den Waffen unüberwindliche Feste ein leichter Raub der diesmal schnellen Feinde wurde. Übrigens sah der Erzähler bei dem eben erwähnten Besuche es voraus, daß das unwiderstehliche Angriffsmittel des Hungers den Akrokorinthos einmal schnell stürzen würde. Das einzige Mittel, dies zu verhindern, hätte in dem zeitigen Ankauf von Getreide bestanden, und wahrlich! es fehlte nicht an Gelegenheit dazu. Man konnte in den Monaten Mai und Juni die Märkte von Argos, Korinth und Kalamata benutzen, um Lieferungen von hinreichender Größe für wohlfeile Preise, leicht und vorteilhaft abzuschließen. Als Augenzeuge kann der Verfasser folgendes mitteilen. Im Juni lagen vier Kaufarteeschiffe von Malta im Hafen von Athen, das gerade durch Kapitulation in die Hände der Griechen gekommen war. Die Eigentümer wollten gern ihre Ladungen billig abstecken, da nur wenige Käufer konkurrierten und nach einer guten Ernte fremdes Getreide im Lande nicht gesucht wurde. Alle damals in dieser Stadt gegenwärtigen Philhellenen müssen es bezeugen, daß um diese Zeit ein großer Zufluß von Mehl und Hülsenfrüchten den Markt in Athen selbst überfüllte. Die wahren Freunde der griechischen Sache verfehlten auch nicht, sie auf dieses notwendige Erfordernis aufmerksam zu machen. Der Konsul einer großen Macht erbot sich, gleich nachdem die Ephoren ihr Amt angetreten hatten, durch einen der vor Anker liegenden Maltheser sowohl die Akropolis von Athen als den Akrokorinthos reichlich verproviantieren zu lassen. Überhaupt schien alles zusammenzutreffen, um dieses Unternehmen zu erleichtern, und wenn wahrer Gemein-

sinn und wahre Vaterlandsliebe die Machthaber beseelt hätten, so würde das gewiß erleichternde Anerbieten des Kapitäns angenommen worden sein. Dieser versprach, nachdem er die Menge von Hausgerät aus Zinn, Messing, Kupfer usw. nebst einigen unbrauchbaren metallenen Kanonen, welche die abziehenden Türken hatten zurücklassen müssen, gesehen, für das erste einen angemessenen Teil seiner Ladung an Pulver, Blei, Weizen, Bohnen und Erbsen, und für die letzten mit einiger Vergütung an barem Gelde eiserne Geschütze auszutauschen. Prahlend aber ließen sich die Ephoren vernehmen: „Was soll Proviant für Athen, was für Korinth? Die Türken sind verjagt, sie können und werden nicht wiederkommen. Wir sind Sieger und werden es bleiben!“ und zwei Monate darauf wehte die blutrote Fahne des Halbmondes auf dem Akrokorinthos! — und Athen würde dasselbe Schicksal geteilt haben, wenn ein Heer ebenso schnell bis dahin vorgerückt wäre.

Striebeck S. 180—183.

Griechischer Parademarsch

Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes in Argos hatten wir einen imposanten Anblick. Der schon erwähnte Petro-Bei war mit seinen ca. 2000 Mann angekommen und biwakierte außerhalb Argos. Mit einem Gefolge von 100 auserlesenen Leuten betrat er die Stadt, um den Primaten seinen Besuch abzustatten. Es waren alles junge, großgewachsene, reichgekleidete und glänzend bewaffnete Männer; er selbst, der größte und schönste, an der Spitze. Sie marschierten mit ungemein großen und schnellen Schritten, nicht in unserem künstlichen Taktschritt, und ohne Musikspiel; das Vorüberrauschen dieses Trupps hatte etwas Großartiges, Überraschendes. Die übrigen Leute aber zeigten ein minder vorteilhaftes Aussehen; es gab auch viel häßliche Gesichter unter ihnen, und Kleidung und Bewaffnung waren bei weitem von geringerer Qualität.

A. Müller (Aarau) S. 17.

Besoldung

Über die Besoldungsverhältnisse sowohl bei den Griechen als bei den Philhellenen weiß ich nichts anzugeben, indem wir nie Löhnung erhielten. Die Griechen selbst sahen sich auf allfällige Kriegsbeute angewiesen. Die Soldverhältnisse hatte man überhaupt

noch nicht geordnet; überdies war die Regierung selbst arm wie Lazarus. Bis zur definitiven Feststellung der Soldansätze wurde uns die Dienstzeit gutgeschrieben, und zudem war jedem Offizier für jeden Dienstmonat ein Morgen Landes verheißen. Ich für meinen Teil habe mich, um dies vorwegzunehmen, nie erkundigen wollen, in welche Provinz meine fünf Morgen für fünf Monate Effektivdienst zu liegen gekommen sind.

A. Müller (Aarau) S. 16f.

Verpflegung

Sachkundige, welche das Land und die Lebensweise derselben zu beurteilen verstehen, werden uns gewiß beistimmen, daß man selten eine größere Enthaltbarkeit und eine festere Ausdauer vereint findet. Die tägliche Ration für einen Mann der griechischen Miliz beträgt nicht mehr als ein Pfund Brot und etwas Mehl von gemahlenen Hülsenfrüchten, das zu Brei gekocht, mit Öl und Zwiebeln zugerichtet wird. Statt des täglich bei der Verpflegung anderer Heere vorkommenden, so kostspieligen frischen Fleisches sind sie zufrieden, wenn sie nur zuweilen dergleichen erhalten und genießen abwechselnd die Frucht des in ihrem Vaterlande allenthalben häufig gezogenen Ölbaums mit gesalzenen Fischen, Kräutern oder Käse. Nur Wasser ist ihr tägliches Getränk, und dessenungeachtet unternehmen sie die angestrengtesten und mühseligsten Märsche und verlangen nie nach dem Quartiere. In ihre weiten, weißen Mäntel gehüllt, werfen sie sich mit anbrechender Nacht auf die Erde, bedürfen weder Betten noch Matratzen und Decken und schlafen unter ihrem freilich nie ganz strengem Himmelsstrich im Freien so gut wie in Häusern, ohne den bei stehenden Armeen so einflußreichen Unterschied zwischen Kantonement, Feldlager und Biwak zu kennen oder zu schätzen. Abgehärtet gegen die schlechteste Witterung ihres Klimas empfinden sie deren Einwirkungen gar nicht, und nie vernimmt man Klagen über schlechte Verpflegung. Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit können diese Leute jeder Entbehrung, selbst der Pein des Ungeziefers, einer hier allgemein verbreiteten Plage, die Stirn bieten, wenn nicht eine von oben herab aufgereizte Ungeduld oder Unzufriedenheit sie zur Widersetzlichkeit antreibt. Was ließe sich mit solchen Truppen ausführen, wenn nicht die stets rege Eifersucht ihrer Führer den sieggewohnten Arm lähmte oder mißbrauchte!

Striebeck S. 234—236.

Spiel und Arbeit bei den Hydrioten

Neu und originell fand ich die einfache Methode, nach welcher die Hydrioten Lastenbewegungen ausführen. Nachdem die oben besagten acht Kanonen an den Hafenkai gebracht waren, sollten sie von da einen jähren Abhang von 90 Fuß hinauf in die neu erbauten Batterien geschafft werden. Am Morgen wurde durch einen Ausrufer bekanntgegeben, daß Abends 6 Uhr auf dem Plateau über dem erwähnten Abhang Musik spielen werde. Nun hatte dieser Abhang zwei schmale, je 30 Fuß voneinander entfernte terrassenförmige Absätze. Vermittelt je zweier Vorratsmastbäume wurden von Absatz zu Absatz Schleifbahnen erstellt. Eine Kanone wurde auf die untere Schleifbahn gebracht und an zwei starken Tauen befestigt, deren Enden auf die Höhe gebracht wurden. Zur bestimmten Zeit begann eine Zigeuner-Musikbande oben zu spielen. Die kräftige männliche Jugend hatte sich eingefunden und lagerte sich, auf orientalische Manier mit untergeschlagenen Beinen am Boden sitzend, rings um die Musik und lauschte mit sichtlichem Behagen ihren barbarischen, ohrenzerreißenden Tönen. Nach dem ersten Musikstück rief ein Offizier den jungen Leuten zu, die Tauen zu ergreifen. Mehr als hundert Paar Hände griffen an; jubelnd ging's vorwärts und die wohl 50 Zentner schwere Last hatte in wenig Sekunden den ersten Absatz erreicht, worauf die Musik wieder spielte und die jungen Männer sich wieder lagerten. Indessen ward die Kanone auf die zweite Schleife gebracht; in der zweiten Musikpause wurde das gleiche Manöver wiederholt, und dann endlich auch das dritte Mal, so daß nach einer halben Stunde das Geschütz oben auf der Ebene lag. So ging es mit dem zweiten, dritten und vierten Geschützrohr und nach zwei Stunden war bei abwechselnder Musik die ganze Arbeit vollbracht. Am folgenden Abend wurden die vier weiteren Geschütze ebenso hinaufgeschafft, so daß also ein Gesamtgewicht von 400 Zentnern fast kostenfrei und wirklich spielend auf die hochgelegenen Batterien befördert wurde. Die jungen Leute waren dabei für die zeitweise Anstrengung durch den Ohrenschmaus reichlich belohnt.

A. Müller (Aarau) S. 40—41.

Die griechische Flotte

Die Manneszucht auf den griechischen Schiffen war vorzüglich. Viel ruhiger geht es auf ihnen zu als auf europäischen Kauffahrtei- oder Kriegsschiffen; nur selten unterbricht der Ruf des Steuer-
manns oder des Schiffsleutnants die Stille. Dieser Zuruf geschieht

(manchmal nur vermittelt einer Pfeife) gewöhnlich in einem durchaus freundlichen Tone, während es scheint, ein europäisches Schiff könnte nur durch beständiges Fluchen und Schimpfen dirigiert werden. Hier könnten wir, auf unsere Humanität nicht wenig eingebildeten Europäer einmal bei den verwilderten Griechen in die Schule gehen. Auf den Zuruf oder Pfiff des wachthabenden Offiziers fliegt alles mit der bewundernswürdigsten Schnelle und Geschicklichkeit an den Ort, wo geholfen werden muß. Beim Segelrollen und Aufziehen winden und schlingen sich gleichsam die griechischen Matrosen um die Segelstangen herum. Sie gehen selten auf den Strickleitern zurück, sondern packen irgend einen herabhängenden Strick und sind so im Nu wieder an Bord. Sie setzen, wie es scheint, etwas darein, sich durch Verwegenheit und Geschicklichkeit auszuzeichnen. Ich sah z. B. einmal, als noch ein Seitensegel angemacht werden sollte, einen Matrosen am äußersten Ende der Segelstange mit unbegreiflicher Leichtigkeit herumtanzen, ohne daß er sich mit den Händen festgehalten hätte, bis er plötzlich ins Meer stürzte. So gingen die Prophezeiungen einiger von uns, die seiner verwegenen Behendigkeit mit Kopfschütteln zugehört hatten, in Erfüllung. Dennoch hatte er unser aller Teilnahme erregt und wir waren eifrig bemüht, seinen Körper im Meere zu entdecken. Vergebens! Denn schon sprang der Verlorene am hinteren Teil des Schiffes lachend an Bord. Er war gar nicht ins Meer gefallen, sondern gesprungen, und sodann, um uns zu necken, eine Strecke unter dem Wasser fortgeschwommen. Dieser Spaß erinnerte mich unwillkürlich an die Taucherkünste der alten Griechen, mit welchen die Athenienser, z. B. bei der Belagerung von Syrakus, die gegen sie im Hafen eingerammten Pfähle tief unterm Wasser absägten.

So wie die Segel in Ordnung, das Schiff aber in der Direktion waren, schlichen die Griechen gewöhnlich in ihre Löcher von Kajüten, die sowohl am vorderen Teil als in der Mitte des Schiffes angebracht waren. Dort nahmen sie dann einige Oliven und sehr wenigen Wein zu sich und stimmten nach diesem frugalen Mahle einen Nerven und Gehör zerschneidenden, sinnverwirrenden Gesang an. Dennoch beobachteten sie dabei eine gewisse Regel und Ordnung.

D. Elster, Das Bataillon der Philhellenen, S. 59—60

Wie einst in der Vorzeit, so auch jetzt, muß der Hellene sein Heil hauptsächlich von der Marine erwarten. Die griechische See-

macht ist zahlreich an Schiffen; diese sind aber nur Kauffahrer, welche einstweilen zum Kriege ausgerüstet wurden; sie haben 12—24 Piecen, 4—18-Pfünder, am Bord. Die so berühmt gewordenen Brander sind gewöhnlich alte Fahrzeuge, mit leicht brennbaren Materialien gefüllt; entschlossene Matrosen regieren dieses Schiff, welches sich bei Dunkelheit der Nacht oder unter fremdem Pavillon dem feindlichen Geschwader nähert; sobald es sich von denselben in einer solchen Entfernung befindet, daß man mit Sicherheit auf einen guten Erfolg rechnen kann, so gibt man dem Brander eine Richtung, wodurch er mit seinem Fockmast quer in das Tauwerk, zwischen Vorder- und Hintermast des feindlichen Fahrzeuges durch die Gewalt des Windes und das Manöver der Segel getrieben wird. Sogleich zündet man den Brander an, und nachdem die Equipage sich in eine Schaluppe gerettet hat, sucht sie rudern zu der in der Nähe hinter Felsen und Vorgebirgen lauenden Eskadre zu gelangen, welche bei entstehender Unordnung unter den feindlichen Schiffen alsbald ihre Operationen beginnt. Gegen unbeholfene Türken, welche ohne Vorsicht nach Ordnung ankern und die Gefahr nicht abzuwenden wissen, werden diese Brander stets furchtbar in ihren Wirkungen sein, jedoch nie gegen andere Seemächte. — Die griechische Flotte wird von einem Admiral befehligt; sie besteht aus den 3 Divisionen von Hydra, Spezzia und Ipsara, wovon jede einen Vizeadmiral zum Kommandeur hat. Die Besitzer von Schiffen haben dieselben meistens auf eigene Kosten armiert und befehlen solche in Person als Kapitän. Diese Organisation ist nicht die beste; es fehlt auch wirklich Harmonie in den Unternehmungen, da der Admiral nicht immer gehörig unterstützt wird und selbst in den Divisionen herrscht oft störender Widerspruch. Das ist der Grund, warum man die einzelnen Abteilungen der Flotte nicht gemeinschaftlich handeln sieht; man prüfe die für die Griechen günstigsten politischen Blätter und erkenne diese Wahrheit. —

A. v. Lübtow S. 97—98.

Wir fragten, ob ein Fremder auf der Flotte dienen könne, denn es war ein deutscher Steuermann mit sehr guten Zeugnissen mit uns aus Marseille gekommen. Er verneinte es ganz; denn bekanntlich ist das griechische Segelzeug und also die ganze Behandlung des Schiffes ganz anders als bei abendländischen Völkern. Zweitens wäre oft genug Nahrungsnot für ihre eigenen Leute, um so weniger vermöchten sie Fremde zu nähren, die gar nichts helfen könnten, und besondere Soldaten haben die Griechen auf ihren kleinen

Schiffen nicht. Man denke sich ferner nicht (und dies füge ich besonders hinzu, weil mir schon die Frage aufgeworfen ist, warum wir nicht zu den von uns selbst so gepriesenen Inselgriechen gegangen wären) die griechische Flotte eingerichtet wie eine europäische. Jeder von uns kennt die Art und das Wesen des deutschen Landsturms; so könnte man diese Flotte einen Meeresturm nennen. Lange nicht bemittelt genug, um fortwährend eine bemannte Flotte zu erhalten, ja nicht einmal imstande, sie zu den einzelnen Ausläufen hinreichend mit Mund- und Schießbedarf zu versehen, liegen sie ruhig bei ihren Inseln, bis sich der Feind zeigt. Dann laufen sie aus, schlagen ihm siegreiche Schlachten oder sprengen ihm den Admiral in die Höhe.

Fr. Lieber S. 132—133.

... In diesen Tagen kam die freudige Nachricht von der Explosion des türkischen Admiralschiffes mitten im Hafen von Chios und den daherigen Beschädigungen vieler anderer Kriegsschiffe daselbst. Es war ein verwegener Streich des berühmten Branderführers Kanaris, der bei nächtlicher Dunkelheit, auf einen günstigen Wind und die bekannte Indolenz der türkischen Wachtschiffe vertrauend, mit einem Brander in den Hafen eindrang ...

Brander werden aus alten, kleinen, nicht mehr diensttauglichen Schiffen erstellt, welche man noch segelfertig herrichtet. Diese werden dann in allen Rissen und Fugen und sonst an geeigneten Orten derart mit Zündstoffen versehen, daß ein solches Schiff, an einem Ende angezündet, in wenig Augenblicken in vollen Flammen steht. Dabei muß man aber mit vollem Wind auf das anzuzündende Objekt lossegeln können, so daß, wenn die Segel verbrannt sind, die Flamme selbst deren Stelle vertritt. In geeigneter Entfernung vom Objekt begibt sich die Mannschaft ins Boot. Der Verwegenste bleibt solange auf dem Brander zurück, bis er des Gelingens sicher zu sein glaubt, zündet dann an, springt schnell über Bord und schwimmt seinen Gefährten nach, die nun mit allen Ruderkräften das Weite suchen.

A. Müller (Aarau) S. 32f.

Fünftes Kapitel

Charakteristik einzelner Griechen

Alexander Maurokordatos

Präsident des provisorischen Gouvernements von Griechenland, ein Mann in den dreißiger Jahren, von mittlerer Größe

und wohlgefälligem Äußeren. Seine Bildung und nicht einseitigen Kenntnisse hat er sich auf Reisen durch mehrere kultivierte Staaten Europas erworben. Man kann ihn im eigentlichsten Sinne die Seele der griechischen Unternehmungen nennen, und es scheint, daß seine Handlungen nicht durch Privatinteressen, vielmehr von dem Eifer für das Gesamtwohl seiner Landsleute und des ganzen Vaterlandes geleitet werden. Ein Mann, der das Ruder eines so lockeren Staates, wie noch gegenwärtig der griechische ist, die Angelegenheiten einer kaum halb kultivierten Nation leitend, durch so manche Klippe der Widerwärtigkeiten geschickt zu führen weiß, ein Mann dieser Art gehört auf dem Kampfplatze Griechenlands nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Vom Anfange seines Präsidiums an bestrebte er sich, sich populär zu erhalten, und demohngeachtet wurde er doch nicht allgemein geliebt, ja es gab sogar unter seinen Kollegen Menschen, die seinen besseren und genau geprüften Plänen entgegenarbeiten. Ohne seine Anwesenheit und Leitung wären die Angelegenheiten der Griechen nicht so weit gediehen, als sie es nun wirklich sind. Bei mehreren Bewohnern der Inseln im Archipelagus und namentlich bei den Hydrioten und Spezzioten stand er in großem Ansehen, dahingegen waren ihm die Moreoten und überhaupt die Bewohner des griechischen Festlands nicht eben sehr ergeben. Das Vernehmen mit sämtlichen Kapitanerien war in jener Zeit auch nicht das beste, denn Maurokordato sah sehr wohl ein, daß die Kapitanos mit ihren Mannschaften nicht die Stütze des Gouvernements sein konnten, da nur elende Habsucht jede ihrer Handlungen leitete. Die Regierung mußte also im Besitz der militärischen Macht sein, um die Interessen des Vaterlandes zweckmäßiger zu leiten, aber eine solche Macht zu bilden, fehlte es an Fonds, deshalb mußten die Verhältnisse der Kapitanerien noch immer die vorherrschenden bleiben. Maurokordato hat in jeder Hinsicht zur Sicherstellung des Gouvernements getan, was er unter jenen Umständen nur tun konnte, jedoch wurden ihm seine Bemühungen nicht immer belohnt; denn von allen Seiten wurde seinen besseren Ansichten nur zu oft entgegengearbeitet, und es war in der Tat eine große Beharrlichkeit erforderlich, den so vielfältigen Schikanen und Kabalen zu widerstehen. Nur durch nie ermüdende Ausdauer in dem bereits Begonnenen, durch richtige Umsicht in bedrängten Umständen, durch Rechtlichkeit und bei stetem unzweideutigen Betragen konnte er sich in seiner übernommenen Würde behaupten, indem er die meisten Verwickelungen der Gegenwart mit vieler Gewandtheit schlichtete

und dadurch, wenn auch nicht bei jedermann, so doch bei allen Besserdenkenden den Glauben an eine lichtere Zukunft Griechenlands erweckte.

Die häusliche Einrichtung des Prinzen war nur spärlich und doch, jenen Zeitverhältnissen gemäß, anständig. Wenn seine Vermögensumstände auch nicht die glänzendsten waren, so hat er doch seinem Vaterlande manches Opfer gebracht, das seinen reinen Patriotismus genugsam andeutete. Aus seiner Privatkasse hat er manchen der anwesenden Franken Unterstützungen zukommen lassen, die hinreichend bewiesen, daß er ihr trauriges Schicksal zu mildern strebte. Mehrere französische Offiziere, die durch allerdings zu große Versprechungen von ihm gefesselt wurden, die er ohngeachtet aller nur erdenklichen Mühe nicht erfüllen konnte, sahen sich genötigt, Griechenland wieder zu verlassen. Auf Kosten Maurokordatos und des Prinzen Karatscha wurden sie eingeschifft; die meisten von ihnen gingen nach Hydra und Syra, um sich nach ihrem Vaterlande zu begeben; einige traf ich bei meiner späteren Anwesenheit in Ägypten, wo sie sich bemühten, in Militärdienste des dortigen Paschas zu treten.

Wenn Maurokordato irgendeines Tadels beschuldigt zu werden verdient, so ist es der, daß er sein Ohr zu leicht jedem Projektmacher, deren es sehr viele zu jener Zeit in Griechenland gab, liess und eben hierdurch so manchen Fehler beging, den er, wenn er mehr Vertrauen zu sich selbst besaß, vermieden hätte. Jedoch hat er sich später von diesen Schwächen befreit, und bessere Erfolge in seinen Handlungen sind überall sichtbar, seitdem er sich des Heeres von Schmeichlern und Ränkemachern entledigte.

Schrebian S. 90—93.

Um diese Zeit trat der Fürst Demetrius Ypsilanti von den öffentlichen Angelegenheiten zurück und ging als Vorsitzender des gesetzgebenden Körpers nach Argos, weil die Präsidentschaft im vollziehenden Senate dem Maurokordato übertragen wurde. Dieser, ein wahrhaft fürstlicher Mann, war gewiß unter den Griechen an Geist, Charakter, Einsicht und Klugheit der würdigste, jene hohe Stelle zu bekleiden. Bald gelang es auch der Energie, der Standhaftigkeit, der Humanität und Beredsamkeit dieses Staatsmannes, die feindseligen Parteien (das Verderben des schönen Hellas) einander näherzubringen, als sie je gewesen, und im Senate, bislang der Szene des leidenschaftlichsten Partei-

kampfes, Gemeinsinn und Vaterlandsliebe wieder zu wecken. Noch manches andere gewann unter der Ägide dieses wahren Volksfreundes eine bessere Gestalt. Die Sitzungen des Senats wurden öfter und regelmäßiger gehalten, und nach dem Schlusse einer jeden versammelten sich die Minister, um unter des Fürsten Mitwirkung den Gang und die Ausführung der Geschäfte zu ordnen und zu beschleunigen. Nichts durfte verschoben werden oder liegenbleiben. Einige kleine Inseln, durch dieses neue Leben ermutigt, sandten ihre Erklärung eines erneuerten Beitritts zu der Befreiung und leisteten einige Geldbeiträge zur Fortführung des Kampfes. Wir nennen Syra, Scea, Milos, Naxos und Paros. Sogar Graf Normann begab sich in die beratenden Sitzungen, worin man den Plan zu dem beginnenden, offensiven Feldzuge und zur endlichen Organisation der Philhellenen entwerfen wollte.

Striebeck S. 201—203.

Prinz Mauro-Cordato hat sich das Prädikat in Griechenland schon für die Zukunft selbst gegeben; ein falscher Charakter und unbegrenzter Ehrgeiz sind seine Schattenseite. Er ist nicht Militär, aber talentvoll für die ministeriellen Angelegenheiten. Auf dem Wege eines Demagogen strebt er nach der Diktatur, und feierte Hellas seine Wiedergeburt, dann sähe man einen würdigen Jünger Macchiavells; jedoch das Geld setzt seinen Umtrieben Grenzen; auch ist seine Physiognomie nicht geeignet, Zutrauen zu erwecken. Er ist von kleiner Gestalt, hat ein jüdisches Ansehen, trägt nicht nur einen Backen-, sondern auch einen Schnurrbart, der in sonderbarem Kontraste mit den Brillen steht, deren er sich bedient. Er war früher der erste Dolmetscher an der Hohen Pforte, und außer Fertigkeit in der arabischen, türkischen und griechischen Sprache, besitzt er eine Gewandtheit in allen Zungen des südlichen Europas.

A. v. Lübtow S. 30f.

Demetrios Ypsilanti

Ein Mann von ungefähr zwei- bis dreiunddreißig Jahren, der aber schon mit Riesenschritten ins Greisenalter getreten ist. Seine Physiognomie enthält viel Züge von Gutmütigkeit. Seitdem das provisorische Gouvernement sich gebildet hatte, war sein früherer Einfluß auf die griechischen Angelegenheiten gar sehr geschwächt und fast in jeder Beziehung ohne Bedeutung. Zwar

wurde er vom Senat zum Generalissimus der Armee ernannt, aber was will das sagen, erster Befehlshaber einer solchen Armee zu sein? Denn im eigentlichsten Sinne stand ihm nicht einmal der Befehl über eine einzige und nicht der kleinsten Kapitanerien zu! — Das Bataillon, welches er früher auf eigene Kosten organisiert hatte, seine sogenannte Garde, war so zusammengeschmolzen, daß noch kaum dreihundert Mann vorhanden waren. Die Magen dieser Gardisten waren ebenso, wie ihre leeren Tornister, zusammengeschrunpft, und in jeder einzelnen Soldatenmaschine war weder Kraft noch Leben bemerkbar. Später übergab er dieses Bataillon dem Gouvernement, und er selbst lebte gänzlich geschäftslos. Im Gouvernementspersonale hatte er wenig Freunde, und von den Kapitanos war ihm nur Nikita zugetan.

Schrebian S. 109—110.

Den ersten Platz unter allen Hellenen gebe ich dem Prinzen Demetrius Ypsilanty, denn aus ihm spricht reiner Patriotismus; er will eifrig das Wohl seines Vaterlandes und zeichnet sich dadurch vor allen anderen aus, welche mehr und minder dem Ehrgeize und dem Eigennutze fröhnen. Fest ist sein Wille, und mutig begegnete er der Gefahr, würde er nicht zu oft verlassen und gemißbraucht. Der Lorbeer der Unsterblichkeit würde seine Schläfe umwinden, ständen ihm aufrichtige und erfahrene Männer zur Seite, denn er ist zu gut, oder besser schwach, und ohne alles militärische Talent. Er hat eine vorzügliche Erziehung genossen und begegnete den Franken mit Auszeichnung, obgleich er ihren gerechten Klagen nicht Gehör geben konnte; denn es fehlen ihm die Mittel und die exekutive Gewalt. Er ist ein junger Greis, obgleich nur 27 Jahre alt, von gewöhnlicher Gesichtsbildung und hat ein unangenehmes Sprachorgan.

A. von Lübtow S. 30.

Empfang bei Ypsilanti

Das erste, was mir am Eingang zur Residenz des Prinzen auffiel, war die Wache von der sogenannten Garde seiner Hoheit. Halbnackte Menschen, meistens ohne Hemden und Schuhe, nur notdürftig mit einer Jacke und den hier üblichen Halbhosen bekleidet, einige mit um den Leib geschnallten, die meisten aber ohne Patronentaschen, stellten sich unseren überraschten Blicken dar. Sie hatten indessen sämtlich französische Gewehre, die beiden Tambours hölzerne, mit Goldpapier überzogene Trommeln. Es waren Soldaten von den regulären 300 Mann, die im Dienste des

Prinzen standen und in Kalamata organisiert und von zirka 50 Offizieren, meistens Flüchtlingen aus Piemont und Neapel, kommandiert wurden. Was für uns weit wichtiger war, war die große Anzahl von Offizieren, die zum Teil bereits in griechischer Uniform, zum Teil noch in der Nationaluniform und in Zivilkleidern im Hofe der Residenz versammelt waren, woraus wir schließen konnten, daß an Offizieren kein Mangel sei, welches sich uns späterhin auch vollkommen bestätigte.

Wir wurden nun durch den ersten Adjutanten vorgestellt. Der Prinz saß, wie seine Umgebung, nach orientalischer Art auf einem Teppich, von dem er sich erhob, als wir eintraten, um unsere Verneigung zu erwidern und sich dann wieder niedersetzte. Da ich von denjenigen, die bei der Audienz gegenwärtig waren, der einzige war, der französisch sprach, so nahm ich das Wort und sagte ihm, daß wir gekommen seien, um soviel in unseren Kräften stehe, zur Erringung der Freiheit Griechenlands beizutragen, und wegen unseres Wirkungskreises seine Befehle erwarteten. Er fragte, ob wir von denjenigen Militärs seien, die in Kalamata gelandet wären, und von da die namentliche Liste ihm zugesandt hätten? Auf mein Bejahen fuhr er fort: „Ich danke Ihnen recht sehr, meine Herren für die Teilnahme, die Sie an der Sache Griechenlands genommen. Ihre Verpflegung wird der Oberkriegskommissar besorgen, und wegen des übrigen wird ihnen mein zweiter Adjutant d'Astarelli nähere Auskunft geben.“ Worauf er uns entließ. —

Ich muß gestehen, daß mir die Person des Prinzen eben auch kein besonderes Zutrauen einflößte; ich hatte mir einen zweiten Bergami vorgestellt und fand statt dessen eine kleine hagere Gestalt mit einer starken Glatze auf dem Kopfe, die übrigen Haare auf den Seiten bis auf die Schultern herunterhängend; im ganzen sah er mehr einem abgelegten Hofmanne als Soldaten ähnlich, und ihm scheint die rege Lebendigkeit zu fehlen, welche die Schritte seines Bruders auszeichnet, zu welchem man auch hierzulande überall größeres Zutrauen hat.

Das Chargenwesen fanden wir so gut organisiert als am größten Hofe, aber keine Heere waren auf den Beinen. Hier war ein 1ter und 2ter Adjutant, ein 1ter und 2ter Leibarzt, ein Großkanzler mit vielen Sekretären, ein Stallmeister, ein Ober- und Unterkriegskommissar, Quartiermeister usw.; auch die diensttuenden Kammerherren fehlten nicht, nur daß sie hier ihrer ursprünglichen Bestimmung näher kamen, und den Kammerdienern die gereinigten Kleidungsstücke abnahmen und dem Prinzen anzogen u. dgl. Beim Herausgehen fanden wir den uns erwartenden Kriegskom-

missar, der uns eine Anweisung auf die städtische Behörde (hier Chancellerie) gab, die uns Bons auf Brot, Fleisch und für die Offiziere auf Wein ausstellte, die demnächst durch den Quartiermeister zum Empfang angewiesen wurden. Ein Beweis, daß, so schlecht auch alles organisiert war, es doch bereits an Förmlichkeiten nicht fehlte.

v. Koesterus S. 83—88.

Johannes Koletti

interimistischer Kriegsminister; ein Mann in den letzten dreißiger Jahren. Er war früher Arzt und Sekretär bei dem berüchtigten und berühmten Pascha von Janina gewesen. Wer sich in der Schule dieses schlaunen Mannes gebildet hat, kann kein Schwachkopf sein. Selten habe ich einen Menschen gesehen, der sich selbst so in der Gewalt hatte, als Koletti. Wenn es darauf ankam, den Minister, den Freund oder jede andere Rolle zu übernehmen, so war er es, der sie am besten ausführen konnte. Außer seiner Muttersprache, der griechischen, sprach er noch Französisch, Italienisch, verstand Latein und fast alle orientalischen Sprachen. Genug, er war ein Mann von Kenntnissen und vielen Talenten. Sein Charakter war zu versteckt, als daß sich ein entscheidendes Urteil über ihn fällen ließe. Jedoch nicht nur nach meiner, sondern auch nach der Meinung anderer und sogar mehrerer Griechen wohnt nur Verschmitztheit, mit Schlangenhaut umgeben, in ihm. Er wußte sich aber auch in allen Verhältnissen am geschicktesten durchzuwinden. Er war der erste, der sämtlichen in Korinth anwesenden Franken eine bessere Existenz verschaffte.

Schrebian S. 93.

Coletti, Minister des Inneren, dem interimistisch die Geschäfte des Kriegs übergeben wurden, von welchen er jedoch gern befreit sein wollte. Er ist ein Mann von Fähigkeiten für sein Fach und zeigt viel Patriotismus. Seine Bildung erhielt er in Italien, ist ein Albanese von Geburt und war Leibarzt Ali Paschas von Janina. Seine Audienzen erteilte er, eine lange Pfeife rauchend, wobei er sehr unbefangen, nach der Sitte der polnischen Juden, gewisse zudringliche Gäste zwischen den Nägeln erdrückte.

A. v. Lübtow S. 31.

Kolokotronis

Vor meinem Abgange hatte ich Gelegenheit, von dem berüchtigten Parteigänger Kalokotron, welcher hier eigentlich die Haupt-

person, der Prinz aber nur den Statisten spielt, einige nähere Umstände zu erfahren. Früher trieb er seine Räubereien in den Gebirgen von Kalamata, hatte sich dadurch bereits ziemliche Summen gesammelt und erschien nun, als der Aufstand ausbrach, mit seiner Bande, die sich in dem Verhältnis mehrte, als seine Schätze wuchsen, und zirka 1500 Mann, größtenteils Mainotten, stark sein mochte. Besonders hatte er in Tripolizza gute Prisen gemacht, so daß man ihn jetzt reich nennen kann.

Es ist ein gut gewachsener, starker Mann von beiläufig 36 bis 40 Jahren, feurigen schwarzen Augen und Haaren; als ich ihn sah, war er in eine kostbare rote türkische Kleidung gekleidet, und hatte im Gefolge eine zahlreiche Truppe Bewaffneter, worunter sich auch sein jüngster Sohn befand. Ein herrlicher arabischer Schimmel wurde ihm nachgeführt. An ihm konnte man doch wenigstens einen Krieger erkennen, nur wunderte mich, daß, da er doch in früheren Jahren russischer Kapitän gewesen sein soll, seine Truppe nicht auf europäische Art exerziert ist. Er scheint aber auch ziemlich von seinem Werte überzeugt zu sein, und man hörte ihn eines Tages sagen: „Durch mich ist der Prinz — Prinz, ohne mich — nichts!“

Da seine Leute, immer noch ihrer früheren Beschäftigung eingedenk, das Mäusen nicht lassen konnten und dies sehr oft bei ihren Landsleuten in Übung bringen, so sind gewöhnlich alle Läden geschlossen, wo sich dieses Korps einfindet.

v. Koesterus S. 103 f.

... Solcher Leute Oberhaupt mußte ein Colocotroni sein. Er war gegen seine Scharen furchtbar streng und deshalb zwar nicht geliebt und geachtet, aber gefürchtet. Schon seine stets finstere Miene, seine barbarische, rücksichtslose Behandlung eines jeden, der sein Mißfallen erregte, beugte alle unter seinen Befehl, und keiner wagte, in seiner Gegenwart nur mit einem Wort, mit einer Miene gegen seinen Willen sich aufzulehnen. Mehrmals sah ich ihn. Die Farbe seines Gesichts war schmutzig-gelbbraun. Aus der unteren Kinnlade ragte ein großer Zahn bis über die Oberlippe hervor, was ihm ein verbissenes Aussehn gab. Diesem entsprechen die kleinen, schwarzen Augen, welche über hohen Backenknochen aus tiefen Augenhöhlen Tücke und unbezwinglichen Trotz hervorblicken ließen.

Unter seinen reich, prachtvoll gekleideten Kapitäns stand er, ihr gefürchteter Hauptmann, in der schlechtesten, gröbsten Tracht. Gewöhnlich trug er eine Panzerweste, deren Schienen von Silber

und stark vergoldet waren. Diesen einzigen Schmuck, den er an sich trug, hatte er einem, mit eigener Hand getöteten türkischen Pascha abgenommen. Seine Arme waren mit zwei groben, ehemals weißen, weiten Ärmeln bedeckt. Ebensowenig ließ sich die ehemalige Weiße seines von Schmutz starrenden Albaneserhemdes erkennen. An den Füßen trug er sockenartige Gamaschen von grobem, weißen Wollenzeug. Er ging in roten Schuhen ohne Strümpfe. Von den Schultern hing nachlässig ein gleichfalls weißer, grober Mantel herab, an dessen Rändern, anstatt der Fransen, lange Fäden von solchem Zeug zu sehen waren.

So erschien das Äußere eines Mannes, der, was auch sonst nicht viel Vorteilhaftes von ihm mit Recht behauptet werden darf, dennoch ein Held genannt werden muß. Stets kämpfte er, wenn er seine Soldaten ins Treffen führte, in den vordersten Reihen und entflammte durch sein Beispiel den Mut und die Tapferkeit aller. So war sein Name schon früh ein Schrecken der Türken wie der Griechen geworden.

Er hatte von Kindheit an ein Krieger- und Räuberleben geführt. Sein gewöhnlicher Aufenthalt waren die Gebirge Albaniens, später die Moreas gewesen. Hier wie dort pflegte er nachts in die von Türken bewohnten Dörfer zu brechen, zu plündern und, was sich von Türken nicht retten konnte, zu erschlagen. Seinen Haß und seine Rache fürchteten alle, denn was diese erreichen konnte, war ohne Rettung verloren. Ihm waren die Verheerungen, welche Stürme, Wasserfluten, Feuer anrichteten, gleichgültig, er sah ihnen mit ruhiger Miene zu, wenn er nur gewiß war, daß dabei zu gewinnen war und seine Feinde dabei umkamen.

Neben dem Geiz und der Habsucht beherrschte seine finstere Seele stets Herrschsucht. Als er daher bei Ausbruch der Revolution als Vaterlandsverteidiger auftrat, trachtete er nur nach dem höchsten Ansehen in Griechenland. Keinen Augenblick erkannte er daselbst mit aufrichtigem Herzen eine höhere Macht an als sich selbst. Deswegen haßte er die Regierung und die Ausländer; jene, weil sie ein höheres Gesetz als seinen Willen geltend zu machen strebte, diese, weil sie dieses Streben unterstützten und ihn vielleicht an Kriege Ruhm übertreffen konnten. Er besaß Verstand genug, um die Überlegenheit in so vielen Kämpfen und Kriegen erprobter europäischer Offiziere zu erkennen. Aber eben deshalb fühlte er sich in ihrer Nähe gedrückt und vermied es, mit ihnen zusammenzukommen. Aus demselben Grunde, nicht minder auch wohl aus Nationalstolz, nahm er äußerst selten Fremde unter seine Scharen auf. Wenn es aber geschah, so mußten

diese sich sogleich griechisch kleiden; denn es konnte leicht begreifen, daß einzig ihr fremdartiger Anblick einmal seinen Grimm und Zorn gegen sie erweckte. Ich habe nur zwei Nichtgriechen kennengelernt, denen es gelungen war, mehrere Jahre mit ihm auszukommen. Er stellte alle auf mannigfache Proben, und erst, wenn sie diese bestanden, und trotz der härtesten, schmählichsten Behandlung, sich als treu und ihm ergeben bewährt hatten, vertraute er ihnen eine Kapitanerie von zwanzig, dreißig oder vierzig Mann an. Ärzte hatte er nicht bei seiner Armee, sondern die Pfaffen versahen die Kranken und heilten durch Einsegnungen sowohl als Reliquien.

D. Elster, Das Bataillon der Philhellenen S. 43—45.

Jener war in der Jugend in Diensten eines englischen Korps, von Ausländern und vorzüglich Griechen gebildet, wo er Gelegenheit hatte, einen Begriff von Taktik sich anzueignen, den er, begünstigt durch Lokalkenntnis Moreas, meisterhaft bei seinen Räubereien zu benutzen wußte; denn dieses, in Griechenland ehrenvolle Gewerbe, machte ihn zum Besitzer von zwanzig Millionen Piaster (den Piaster zu zweiundzwanzig und einen halben Kreuzer), die er wohl verwahrt, in der Bank von Zante angelegt hatte. Durch so ungeheure Mittel konnte er seine Gefährten — von denen er sich nur durch seinen reicheren Anzug und herrlicheren Waffen unterscheidet — besolden; denn Geld ist hier der Thermometer der Macht. Die große Beute, welche dieser Chef bei Eroberung Tripolitza machte, welches in seinen Mauern nur reiche Besitzer schöner Ländereien und unumschränkt herrschende türkische Beamte sah, die vom Mark des Landmannes sich nährten, und die Verbindung mit Bobolina, jener patriotischen Frau von Spezzia, welche ihre großen Reichtümer durch die Verheiratung ihrer einzigen Tochter an den Sohn Colocotronis zur Disposition des Vaters stellte, haben seine Streitkräfte bis auf die Zahl von neuntausend Bewaffneten gebracht. Wirklich ist Colocotroni jetzt in Morea Chef der Revolution, über sich niemanden erkennend außer seinen Heiligen und Gott!

A. v. Lübtow S. 15—16.

Der hiesige Senat wird aus Primaten gewählt und hat starken Einfluß bei der Zentralregierung, unter welcher er steht. Zu unserer Zeit wohnte Colocotroni den Versammlungen bei und hatte große Gewalt. Er wurde gefürchtet und verehrt; nie ging

er ohne starke Bedeckung in die Versammlung. Kam er durch die Straßen mit seiner furchtbaren Truppe gezogen, so wich ihm rechts und links alles ehrerbietig aus und betrachtete mit Bewunderung den finsternen Helden, dessen Züge bei jedem Furcht und Grausen erregen müssen. Stolz tritt er in einer echt griechischen Gestalt einher, als wenn unter seinem Tritte die Erde erzittern sollte. Das Finstere, Heftige und Habsüchtige seines Charakters hat er aus seinem früheren Leben beibehalten. Er ließ sich niemals von den Türken unterjochen, sondern lebte von seiner Kindheit an in den rauen Gebirgen Arkadiens, mit seinen treuen Anhängern, als Parteigänger, und beunruhigte die ganze Gegend durch seine Streifzüge. Regelmäßige Kriegführung spricht ihm nicht an, und er liebt mehr in unregelmäßigen Haufen, hinter Steinen und Bäumen, als im freien Felde zu kämpfen. Auf die Vorschläge, die ihm von europäischen Offizieren gemacht wurden, reguläre Truppenkorps zu organisieren, hat er erwidert, daß ja ihre Feinde auch nicht in dieser Kunst erfahren wären und sie dieses nicht nötig hätten. Im Gebirge ist er unüberwindlich; er trotzt jeder Gefahr und ist reich an Kriegslust. Er ist streng und unerbittlich in Ausübung seiner Befehle, doch besitzt er auch Herzensgüte, und hilft dem Notleidenden gerne. Die Dienste, die er in den ersten Jahren der Revolution seinem Vaterlande leistete, sind sehr wichtig.

Als wir später zur Blockade nach Napoli abgingen und ihn davon unterrichteten, munterte er uns auf, auszudauern, wenn wir auch anfangs Mangel leiden würden, und gab uns vorläufig die schriftliche Versicherung, daß ein jeder von uns bei der Einnahme der Stadt ein türkisches Haus in Besitz nehmen und als sein Eigentum betrachten könne, wodurch wir zugleich Bürger der Stadt werden würden. Dieses Versprechen wurde auch gehalten . . .

Gottfried Müller I 123—124.

General A. war, wie Colocotroni, ein starker Parteigänger, hielt sich lange als Feind der Türken in den Gebirgen Moreas auf, wo er vom Raube lebte, bis er endlich vertrieben wurde und, wie sein Freund C. Dienste bei den englischen Truppen auf den jonischen Inseln nahm, wo er Kapitän war. Er hatte sich bei mehreren Treffen ausgezeichnet, stand aber dem Colocotroni in jeder Hinsicht weit nach.

Letzterer, welcher Anagnostaras' Benehmen gegen uns tadelte, begegnete uns ganz anders; er empfing uns sehr freundlich, hieß uns auf seine Polster setzen und bewirtete uns mit Wein, Trauben

und Kuchen. Er ließ uns durch den Dolmetscher so warmen Anteil an dem Streite der Griechen nehmen und setzte hinzu, die Nation würde gewiß seiner Zeit dafür dankbar sein. Auf unser Gesuch, uns ein Korps zu empfehlen, wo wir geachtet und gut behandelt würden, erwiderte C., daß wir noch einige Wochen in Tripolizza verweilen sollten, bis Ypsilanti aus Livadien zurückkäme, bei dem wir uns am besten befinden würden, da die übrigen Truppenkorps alle aus Griechen beständen.

Die Truppen sind alle in Kapitänschaften eingeteilt; ein jeder, der etwas Mittel hat, bildet sich ein Korps, dem er in Ermangelung der Unterstützung von der Regierung einige Hilfe angedeihen läßt, wofür er Kapitän ist. Es gibt Abteilungen von 20 bis 1000 und mehr Streitern. Die Kleineren sind den Größeren unterworfen. Da sich unter dem ersten Regiment viele Ausländer befanden und dabei Ordnung herrschte, so urteilte Colocotroni sehr richtig. Die finsternen Züge des schöngestalteten Mannes erheiterten sich, indem er so mit uns sprach, immer mehr, und als wir abgehen wollten, ließ er uns, zum Beweise seiner Gewogenheit, noch einen Zettel für die Kanzlei schreiben, wonach uns doppelte Rationen bezahlt wurden . . .

Gottfried Müller I 116—117.

Niketas

Der griechische Anführer Niketas, einer der uneigennützigsten, redlichsten und tapfersten Krieger seines Volkes, war nach Korinth gekommen, um in der Nähe des Senats den Stand der Dinge genauer zu betrachten. Er ist fünfzig Jahre alt, mittlerer Größe, starken, doch nicht korpulenten Körperbaues; sein Äußeres, noch mehr aber sein Umgang erinnert an die Helden aus der ruhmvollsten Vergangenheit Griechenlands. An Kühnheit und Tapferkeit der erste unter den Häuptlingen, übertrifft er alle weit an Schnelligkeit des Blickes, an rascher Kraft in der Ausführung, an vertrauenerregender Redlichkeit und liebenswürdiger Billigkeit und Freundlichkeit. Fast wortkarg in seiner Rede, die er jedoch durch seine volle, wohltonende Stimme zu beleben weiß, erfaßt er etwas hastig aber kräftig jeden Gegenstand, während sein sanftes, blaues Auge forschend den, der mit ihm spricht, zu durchdringen scheint. Im kriegerischen Tun und Handeln ganz, wie es einem Führer seines Volkes ziemt, ist er zum Feldherrn in dem kleinen Kriege seines Landes geboren. Überall erspäh't er den richtigen Augenblick und versteht ihn vortrefflich

zu benutzen. Daher sind seine Entschlüsse auf der Stelle gefaßt, sein Plan sogleich entworfen und mit einer Beharrlichkeit, Festigkeit und Schnelligkeit ausgeführt, die ihn zum Schrecken der Feinde machen. Kaum dürfen wir noch hinzufügen, daß ein solcher Anführer von seinen Soldaten geliebt und angebetet wird, daß er sie zu sich heranbildet, ihm in das Feld des Ruhmes, wie in die auf diesem Wege liegende Bahn des Todes zu folgen. —

Striebeck S. 164f.

In einem fernen Teile der Stadt, in einem nur ärmlich gebauten Hause, traten wir in eine von griechischen Soldaten vollgedrängte Stube; wir versuchten, uns durch dieses bunte und lärmende Chaos durchzuarbeiten, und so gelangten wir zu einem zweiten und geräumigeren Zimmer, als dasjenige war, worin die Soldaten ihr Wesen trieben. Um einen sehr niedrigen, aus Holz verfertigten türkischen Tisch, der ungefähr vier Zoll über die Erde erhaben stand, saßen in einer Ecke der Stube sechs bis acht wohlgekleidete Griechen. Der Obrist D wandte sich an einen jungen Mann, der ohngefähr einige dreißig Jahre alt zu sein schien, dessen Gesichtszüge schön und regelmäßig waren, mit hoher Stirn und blauen Augen, in dessen ganzem Wesen tiefer Ernst sichtbar war, dieser Mann war Nikita. Nachdem ihn D mit der Ursache unseres Besuches bekannt gemacht, nötigte uns der Kapitano auf eine sehr freundliche Art, uns niederzulassen und an der eben aufgetragenen Mahlzeit teilzunehmen; die übrige Tischgesellschaft rückte näher zusammen, um uns den benötigten Raum zu verschaffen. Schon manchen Lammsknochen konnten wir abgenagt und den Forderungen des Magens Genugtuung verschafft haben, als einer der Diener des Kapitanos eine silberne Schale in der Form eines Schädels, mit Wein von Santorin gefüllt, auf den Tisch stellte; dieses Trinkgefäß wanderte im Kreise umher, und jeder, der es leerte, sagte zuvor: „Es lebe das Vaterland der Hellenen, Freiheit oder Tod!“ worauf dann immer von den übrigen das italienische evviva (es lebe) einstimmig ertönte. (Die Griechen haben das evviva gänzlich in ihre Sprache aufgenommen.) — Die abgenagten Lammknochen, die ein jeder der Speisenden vor sich gesammelt hatte, eignete sich Nikita zu, und er nagte noch immer an den Knochen, die von uns nicht gänzlich vom Fleische entblößt wurden.

Schrebian S. 62f.

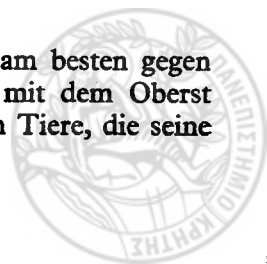
Das Benehmen Nikitas gegen Fremde, seine Äußerungen in bezug auf die damalige Lage seines Vaterlandes, seine Rechtlich-

keit und Unbefangenheit berechtigten uns, an einen einstigen günstigen Erfolg der griechischen Sache zu glauben; ich kann es daher nicht leugnen, daß mich Nikitas edle Denk- und Handlungsweise mit den Griechen, gegen die ich, besonders seit dem Aufenthalt in Tripolitza, ein wenig aufgebracht war, wieder ausöhnte. — Nikita war mit den Gebrechen seines Vaterlandes sehr genau bekannt; er war gar nicht für das fernere Bestehen der Kapitanerien geneigt, ob er gleich selbst der Geachtetste und Gefürchtetste unter ihnen ist. Er war der erste, der darauf antrug, man müsse der Regierung die alleinige Gewalt überlassen und nicht einzelnen geldsüchtigen Kapitanos, die bei jeder Unternehmung Plündern und Raub zum Zweck hatten.

Mit innigem Vergnügen habe ich zuweilen Nikita beobachtet, wenn arme notleidende Griechen sich ihm näherten und ihm ihre erlittenen Unglücksfälle vortrugen; teilnehmend hörte er jeden an. Gewöhnlich lehnte er sich dann mit einem Arme auf des Vortragenden Schulter und ließ sich in dieser Stellung genau von allem unterrichten; war es ihm nun möglich, zu helfen, so geschah es gewiß. Das Beispiel des Kapitäns war auch auf die meisten seiner Soldaten übergegangen; sie waren menschlicher und von reinerem Patriotismus beseelt als die der übrigen Kapitanerien. Man entnehme hieraus, wie das Beispiel eines einzigen rechtlichen und braven Mannes wohlthätig einwirkte. Ich habe die feste Überzeugung, Nikita wird sich in keiner Lage gegen sein Vaterland als Verräter und Bösewicht brandmarken; durch keine Lockungen, und wenn sie auch die glänzendsten wären, wird er sich von der einmal betretenen Bahn entfernen lassen; er wird sich durch seine Tugenden und Handlungen bei der Nachwelt den Namen eines Aristides der Neugriechen zu erwerben wissen. In einer ärmlichen Hütte eines Landmanns im rauhen Gebirge Moreas, ohnfern Londari, geboren, hat sich dieser Mann, ohne besondere Erziehung und Unterricht genossen zu haben, durch gute Lehren und Beispiele, die er zuerst im Hause seiner Eltern und später im Militärdienste auf den jonischen Inseln empfing, auf seinen gegenwärtigen Standpunkt durch Mühe und manche bittere Erfahrung emporgeschwungen, auf dem er die Bewunderung und Achtung gebildeter Menschen mit allem Recht verdient.

Schrebian S. 64—66.

Der Kapitän Niketas betrug sich von allen am besten gegen die Kranken. Er schickte zuweilen denen, die mit dem Oberst in einem Hause wohnten, Brot, Schafe, natürlich Tiere, die seine



Leute irgendwo sich zugeeignet hatten. Hatten jene zuweilen während eines Tages gar nichts zu essen, so gingen sie, da sie Niketas näher kannten, zu ihm, und er sorgte gewiß für sie. — Er war früher mainottischer Räuber gewesen, und nun mit seinen Raubgesellen herabgezogen. Sein Ansehen bei den Griechen war groß, und ich traue ihm Mut zu. In der Wut, wozu ihn ein Geringes reizen konnte, wurde er rasend. Einer von uns sah ihn einst bei Tische alle Speisen gegen die Wand werfen, weil ihm ein Haar in den Hals gekommen war. — Heut morgen nun standen einer meiner Bekannten und ich ohnweit seiner Wohnung, als wir plötzlich in derselben ein großes Geschrei hörten, von dem kein verständliches Wort als Kerata (etwa unser „Rindvieh“) zu uns drang. Endlich wälzte sich ein Haufen Bauern und nikitaischer Soldaten, die fortwährend mit den Waffen drohten, aus dem Hause. Herzueilende Papades konnten den Streit nicht schlichten. Es versammelten sich mehr Bauern, und der Zank schien ernsthaft zu werden. Sie spannten die Pistolen und drohten mit blankem Säbel. Der Kriegsminister, der zufällig vorüberzog und den wir ansprachen, er möchte sein Ansehen brauchen, tat, als wenn er nichts hörte, wohl sein Nichtansehen fühlend. Endlich stürzte aus dem Hause ein Mann, dem vor großer Eile der Turban abgefallen war, mit entblößtem Säbel unter die Zankenden. Es war Niketas, und der ganze Haufen stob auseinander. Nun fing man aus der Ferne das Pistolenfeuer an. Verwundet ward keiner, und der ganze Auftritt war lächerlich. Wir erkundigten uns nach der Ursache des Streites und erfuhren, daß Niketas den Bauern habe Pferde wegführen lassen, um verschiedenes Gerät fortzuschaffen, da er nach Rumelien wollte. — Nach kurzer Frist kamen die Bauern in größeren Rotten zurück, um Niketas' Haus mit Gewalt zu nehmen. Es fing Gewehrfeuer an. Wir wollten doch den Kapitän so nicht umkommen sehen, was gewiß geschehen wäre, wenn die Bauern das Haus bekommen hätten, und nahmen also auf gut solonisch Partei. Wir holten schleunigst so viel Waffen als da waren, und liefen zum Kapitän; da schrie alles: Die Franken kommen, die Franken kommen! Niketas Griechen hatten sich hinter die Haustür und Hofmauer gestellt, wir (gegen dreißig) drangen, um den Spaß zu endigen, mit Geschrei vor, aber erreichen konnten wir keinen Bauer; denn das Gewehrfeuer war wenigstens auf fünfhundert Schritt gewesen, die Kugeln langten indes dennoch bis Niketas' Wohnung. Die Bauern flohen, da wir vordrangen, und das Gefecht hatte ein Ende. Während des ganzen zweistündigen Feuerns war keiner verwundet worden als ein einziger leicht

von Niketas' Säbel. Glücklicherweise war es, daß kein Franke beim Hineilen, wo wir noch vor den Bauern vorbeigehen mußten, verwundet wurde; denn was hätte hier aus einem Verwundeten werden sollen? Bei Arta, erzählte man mir, war ein Franke leicht verwundet worden, aber wegen Mangel an Pflege und allem Notbedarf, wegen des fremden Klimas und des verstimmtten Gemüthes bald gestorben. — Nikitas, der, wie ein völlig Rasender, während des Gefechtes bald leichenblaß sich auf der Erde wälzte, bald aus dem Fenster schoß, wurde endlich durch einen Bischof, der immer um ihn war, beruhigt und war nun erschöpft, wie einer, der an starken Krämpfen gelitten hat. Mit genauer Not, ja zuweilen mit Gewalt, konnte man ihn nur verhindern, einen seiner Leute zu durchbohren, weil er zugunsten der Griechen gesprochen hatte. Ich sah diesen armen Teufel, dem Nikitas schon mit einem Stein den Kopf verwundet hatte. Der Kapitän erklärte, daß er nachmittags hingerichtet werden sollte. Ob's geschehen ist, weiß ich nicht. Durch den Oberst ließ uns der Mainotte seinen Dank für die geleisteten Dienste sagen. Als wir noch beisammen standen, ging Koletti vorüber, und der Oberst versäumte nicht, den Vorfall zu benutzen, ihn an sein Versprechen wegen der Waffen usw. zu erinnern. Es wird sich alles machen lassen, war die längst bekannte Antwort.

Vielleicht fragen einige, warum keiner mit Nikitas zog, wenn er doch vor den Feind ging. Hier ist die Antwort: Gegen 30 Mann waren bereit, es zu tun, nachdem sie einen als Befehliger erwählt hatten; da schickte der Senat die Erklärung: daß, wenn sie abzögen, sie „Rebellen“ seien, und man von den Franken gerade das beste Beispiel erwarte; übrigens hätten sie nirgends Verpflegung, noch weniger Kleidung zu erwarten als beim Senat. Die meisten ließen sich dadurch abhalten, indes einige kehrten sich weiter nicht daran, aber nun wollte auch Nikitas keinen mitnehmen, wahrscheinlich vom Senat dazu veranlaßt. Er schützte dies und jenes vor; zuletzt sagte er frank und frei: Er könne keinen Franken brauchen.

Fr. Lieber S. 126—129.

Bobolina

Die moderne Seeheldin Bobolina ist eine Frau von vierzig bis fünfzig Jahren, ein wenig stark und ohne interessante Züge in ihrer Gesichtsbildung. Als man in Konstantinopel, zur Zeit des Aufstandes in der Moldau und Wallachei, ihren Gemahl, der sich in merkantilischen Angelegenheiten dorthin begeben hatte, ermordete — denn er war sehr reich —, so entbrannte seine teure Lebensgefährtin vor Rache: Sie rüstete acht Schiffe aus und schloß

damit Napoli di Romania von der Seeseite ein. Auch bei der Eroberung Tripolitza's war sie zugegen, um sich ihren Anteil an der Beute zu fordern.

Bei meinem Aufenthalte in diesem öden Orte habe ich Gelegenheit gehabt, diese neuere Jeanne d'Arc zu sehen. Sie ritt, als Amazone, ein schönes arabisches Pferd und war mit reichen Pistolen und einem kostbaren Säbel bewaffnet, umgeben von einem Haufen Bewaffneter, welche, wie Windhunde eines gestrengen Landjunkers, nebenher liefen und die Luft von Freudengeschrei ertönen ließen. Wenn man diese moderne Seeheldin mit der Jungfrau von Orleans vergleicht, so tut man unrecht; denn Privatrache entflammte die Griechin, hohe Begeisterung und Vaterlandsliebe aber die Jungfrau von Domremy, wie Schillers unsterbliche Muse sie unvergleichlich besungen, was auch Laune und unreiner Sinn bisher dagegen gesagt haben mögen.

A. v. Lübtow S. 16—17.

So segelten wir durch die blauen Fluten vor Italiens Küsten vorbei, nach der Richtung von Moreas südlicher Spitze steuernd, umgaukelt von den schmeichelnden Delphinen, den Urbewohnern des Mittelmeers, die den Seefahrern so ergeben scheinen, den Lieblingen des Altertums, das nicht müde werden konnte, von ihnen zu erzählen. So manches Segel tauchte bald in der Nähe, bald in der größten Ferne auf. Mit vielen sprachen wir, bald durch das Sprachrohr, bald uns gegenseitig an Bord begrüßend. Ungemein überraschend war uns allen das Zusammentreffen mit der Heldin Bobelina, eines jener Weiber, auf denen Junos Geist zu ruhen scheint. Wir stießen auf ein Schiff. Das Kreuz in der aufgehißten Flagge glänzte uns von weitem entgegen. — Gleich ward beigelegt, um es, da ihm die Luft günstiger war, zu erwarten. Erst begegneten sich die Stimmen durchs Sprachrohr. Wer seid ihr? Wohin? „General Normann und viele Griechenfreunde!“ hieß es hier. „Bobelina am Bord selbst, die auf die Türkenschiffe Jagd macht!“ hieß es dort.

Kaum waren die Schiffe auf Schiffslänge aneinandergerückt, und General Normann, der kriegerischen Geist mit Galanterie verbindet, stieg mit sechs Begleitern schon aus seiner Schaluppe die Treppe hinauf. Ich hatte die Ehre, unter der Zahl der ihn Begleitenden zu sein und war unendlich erfreut, die tapfere Herrscherin von Spezzia zu sehen. Diese kleine Felseninsel ist ihr untertan. Nach Jahrhunderten wird sie vielleicht einen Homer finden, der sie berühmt machen wird, wie Ithaka. Nun — ein Ideal des Schönen

ist sie nicht mehr — aber ihr blitzendes Auge, ihr entschlossener, junonischer Blick, der bei ihr an das Tantaene coelestibus irae erinnerte, ihre, für ein Weib ansehnliche Gestalt machten sie mir, indem ich die Gestalt mit dem verglich, was die Welt von ihr weiß, zu einem kleinen Seitenstück der Jungfrau von Orléans. So groß, so kraftvoll mag auch diese gewesen sein. Drei ihrer Kriegsschiffe durchstreifen dieses Meer; bald allein die Feinde verfolgend, bald sich, wo es einen großen Zweck gilt, an die größeren Flotten anschließend. Zwei führen ihre Söhne und das dritte sie selbst. Kommen alle drei zusammen, so bilden sie ein hübsches Geschwader; denn diese Kämpfer sind von Rachegefühl beseelt und von Vaterlandsliebe begeistert. Die Mutter hat einen Sohn zu rächen, der in diesem Kampfe fiel, die Brüder müssen einen Bruder rächen. So gleicht sie der Löwin, die nach Beute, nach Blut dürstend, die Küste durchstreift. Wehe dem türkischen Schiffe, das ihr aufstößt, von ihren Segeln ereilt werden kann. Sie kennen die Furchtbare, sie weichen ihrem Anastasius — dessen Bildnis und Namen sahen wir im Spiegel und in der Kajüte angebracht — aus, wie sie nur können. Aber wie die unerbittliche Jungfrau folgt sie ihnen pfeilschnell nach, wenn der Wind nur einigermaßen dient, und zieht nicht eher ein Segel ein, bis sie die Unglücklichen mit ihrer Ladung erreichen kann. Ihr Schiff war ein trefflicher Schnellsegler. Der Kiel schnitt scharf in die Fluten und ließ es bei scharfem Winde fast bordwärts auf den Wellen hinstreifen. Eine türkische Schebecke lag im Schlepptau. Sie hatte sie vor zwei Tagen genommen. Von der Besatzung war nichts zu spüren. Viel fragen mochten wir auch nicht danach, denn einige Türkenköpfe, die, von der Sonne halb verzehrt, schrecklich grinsend, zwischen dem höchsten Takelwerke vom Winde bewegt, an einer Leine hin und her schaukelten, ließen uns leicht bemerken, daß ihre ehemaligen Herren alle im Meere schwammen und bald Gelegenheit finden würden, die Köpfe daselbst aufzufischen. . . . Die Heldin lud uns ein, in ihre Kajüte einzutreten. Bald war der Tisch mit einem Dutzend Flaschen Cyprienwein bepflanzt, und Orangen, Melonen, Feigen, Rosinen, Mandeln bildeten eine Kollation des Südens, die uns nicht mehr fremd, aber hier sehr angenehm war. Sie erzählte uns, während wir ihre Tapferkeit leben ließen, das Schicksal von dem unglücklichen Cassandra.

Feldham S. 47—50.

So die furchtbare Heldin von dem Schreckenstage des 25sten Novembers 1821. Mit aller der lebendigen Gebärde, welche dem

südlichen Bewohner überhaupt, besonders aber den Frauen eigen ist, sagte sie das letztere, und ihr Ton war so schrecklich dabei, daß mir ein kalter Schauer durch die Glieder lief. Ich verglich in Gedanken Bobelinen mit der Deborah, dem Weibe von Sissera, mit der Judith, mit der Mutter der Makkabäer, und mit so vielen anderen alten und neuen Heldinnen, wie sie mir das Gedächtnis vorführte, ohne gerade zu einer großen Verehrung der Tapfern gezeigt zu werden. Es war mir doch etwas Unnatürliches darin.

Sie versprach uns mit warmem Händedruck unsere Namen treu im Gedächtnis aufzubewahren. Mit fast prophetischem Geiste sagte sie, daß Griechenlands Stern bald heller glänzen würde. Der halbe Mond werde erbleichen, ehe er das zwölfte Mal die Hörner verjünge! Gott gebe es!

Feldham S. 54—55.

Wir haben so ziemlich die griechischen Anführer alle kennengelernt, auf dem festen Lande und auf den Inseln. Auch die berühmte Bobelina sahen wir in Argos, wo sie einige Zeit sich aufhielt. Sie ist eine sehr entschlossene Frau, zwischen 40 und 50 Jahren, mit Spuren großer Schönheit, reutet in Amazonentracht ein wildes Roß, und hat wohl mehr Mut als viele der Kapitanys zusammen. Sie half uns einmal aus der Not; die Art, wie, gibt zugleich einen Begriff von der griechischen Verpflegungsart. Wir hatten mehrere Tage kein Brot bekommen. Unser Proviantmeister, welcher mit einem Bäcker, der die Ypsilantische Anweisung auf Brot nicht auslösen wollte, in Streit geriet, kam schnell zu seiner Lieferung, indem die Heldin Bobelina, welche zufällig vorüberritt, den Bäcker ohne weiteres an der Brust packte und mit der rechten Faust tüchtig durchprügelte. —

„Schwäbischer Merkur“ 1822, Nr. 110 (8. Mai) S. 633.

Er *) ging dem Platze zu und hielt bei einer ältlichen und dicken Frau still, die dort auf einem Steine saß und einen, in einer Karik gekleideten Herrn zum Begleiter hatte. Beide sprachen einige Worte miteinander, worauf er sich entfernte. Es war dieses die berühmte Popelline! Ich konnte mein Erstaunen nicht unterdrücken, als ich dies hörte; denn, obschon vieles übertrieben ist, was von ihr geredet wurde, und besonders ihr Erscheinen vor Patras eine Fabel ist, so war sie doch eine echte Patriotin, die beinahe ihr ganzes Vermögen bereits geopfert hatte. — Sie war in ein schwarzes, in viele Falten gelegtes Kleid und eine schwarze

*) d. i. Kolokotronis

Jacke mit weiten Ärmeln gekleidet, hatte eine schwarze Schärpe um den Leib und, nach griechischer Art, ein dergleichen Tuch um den Kopf.

v. Koesterus S. 103—105.

Sechstes Kapitel

Treffen bei Komboti, Schlacht bei Peta und Untergang der Philhellenen

Den 22. Juni setzten wir unsern Marsch durch eine mit Weinbergen geschmückte, sehr angenehme Gegend fort und gelangten in das Tal von Komboti. Das Dorf dieses Namens ist an dem Abhange eines Berges gebaut, bis zu dessen in eine Felsenkrone endigenden Gipfel es sich anmutig hinaufzieht. Auf demselben erhebt sich eine griechische Kapelle und schaut weit über das ganze Tal hin. Der Berg selbst, so wie der größte Teil der Umgegend prangt mit Weingärten und mit Bäumen aller Art. Die mitten in einer so fruchtbaren Landschaft lebenden Einwohner Kombotis müssen sich in einem gewissen Wohlstand befunden haben. Sie hatten aber bei dem Angriffe des Bacho-Bey ihr Dorf und Habe verlassen, wie ich sie denn schon am Tage des Rehabenteuers in großem Elende angetroffen. Die meisten Häuser ihres verlassenen Dorfes waren noch wohl erhalten, selbst die größere, am Abhange des Berges gelegene griechische Kapelle beinahe unversehrt geblieben. Übrigens liegt der Ort in zerstreuten Häusergruppen über die ganze vordere Seite des Berges ausgedehnt da.

Ihn hielten schon die Kapitanerien des Janny Colocotroni und des Jatrako, die untere, dem Feind zugewandte Seite desselben aber die Sulioten unter Marko Bozzaris besetzt. Den Gipfel des Berges wählte Maurokordato mit seiner Suite zum Lagerplatz. Die Philhellenen aber und das Regiment Tarella rückten ins Tal hinab auf eine Wiese, welche an einem Waldbach zwischen Weinbergen und tiefen Gräben lag. Dieser Platz mußte besetzt werden, damit der ins Gebirge gegen Missolonghi führende Weg dem Feinde unzugänglich bliebe. Als die Philhellenen hier angelangt waren, und General Norrmann das Bataillon sowie das Regiment auf ihre Standorte kommandierte, behauptete Dannia, wunderbarlich genug, die Philhellenen müßten, als Maurokordatos Leibgarde, dem Hauptquartier näher gelegt werden. Norrmann wies ein solches Begehren mit strengen Worten zurück. „Die Phil-

hellenen, sprach er, sollen nicht die Gipfel der Berge suchen, um sich bequem von oben herab verteidigen zu können; sie sollen an den wichtigsten und gefährvollsten Plätzen stehen und keine Gelegenheit versäumen, sich mit dem Feinde zu messen. — Sie werden sich nach meiner Ordre fügen, Kolonel!“

Kaum hatten die Truppen ihre Gewehre zusammengestellt und sich zur Lagerung angeschickt, so nahm Norrmann die erste, unter dem Hauptmann v. Stael-Holstein stehende Kompanie des Regiments, um mit ihr die Gegend zwischen dem Gestade des Golfs von Arta zu rekognoszieren. Bei diesem Unternehmen gelangte er zu einem Hügel, der eine halbe Stunde von uns entfernt war und auf dem ein Dorf lag. An der Seite, wo Norrmann auf den Hügel stieß, führte kein Weg zu dem Dorf hinan, und er sah sich daher genötigt, es zu umgehen. Plötzlich aber gewahrte er ungefähr in der Mitte der Anhöhe Soldaten, die er ihrem äußeren Ansehen nach für Griechen hielt. Die Inselgriechen in seinem Begleit aber behaupteten, es seien Türken. Um außer Zweifel zu kommen, ruft Norrmann den wahrgenommenen Soldaten „*Ἐλευθερία!*“ zu. Sie aber antworteten mit Abfeuerung ihrer Gewehre und ziehen sich schnell in das Dorf zurück. Gleichzeitig aber auch erscheinen mehrere türkische Kavalleristen, die hinter dem Hügel hervor in die Ebene einbeugen und den Rückweg abzuschneiden drohen. Auf der Stelle gibt Norrmann Befehl zu schleunigem Rückzug, den er selbst als letzter Mann schließt. Inzwischen wurden die Kavalleristen durch die Enge des Weges, auf welchem sie sich befanden, schnell vorzurücken verhindert, und einzeln anzugreifen wagten sie nicht, vielmehr schienen sie sich in größerer Menge sammeln und dann erst mit Vorsicht vorrücken zu wollen. So erreichte ungehindert und noch zu rechter Zeit Norrmann das Lager der Philhellenen. Auf seinen schon aus der Ferne tönenden Zuruf: Türken! Auf! Kavallerie! stand im Nu alles unter Waffen. Sogleich hatte Norrmann den Plan zum Treffen entworfen und die zu dessen Ausführung nötigen Ordres erteilt. Ihnen zufolge zog zuvörderst das Regiment am Fuß des Berges auf die Straße nach Arta, um die vordere Seite vom Komboti zu decken. Über sie hinaus, an der äußersten Spitze des Dorfes, setzten sich die Sulioten in den Ruinen zerstörter Häuser fest. Beide, die Sulioten und das Regiment, bildeten also den rechten Flügel. An dem linken Flügel des Regiments brachen die Philhellenen auf. Norrmann stellte sich an die Spitze der ersten Kompanie des Regiments, links von den Philhellenen, so daß diese ins Zentrum zu stehen kamen. Aber gerade auf dem äußersten linken Flügel, den

eben Norrmann befehligte, stand der erste heftigste Angriff zu erwarten. Der General wollte dem Feind zuvorkommen. Er nahm daher einem griechischen Soldaten, dem er sein Pferd übergab, Flinte und Patronentasche ab und auf die eigene Schulter, trat vor die Front der Kompanie und führte sie im Sturm auf einen Hügel hinan, an welchem in der geringen Entfernung von zehn Schritten der Weg vorüberkam, auf dem die türkische Kavallerie anrücken mußte.

Mir war keine bestimmte Ordre erteilt worden. Daher erlaubte ich mir, meinen Posten im Lager zu verlassen und dem General auf dem Fuße nachzueilen. Ich kam in dem Augenblicke auf dem Hügel an, da die Türken eben auf ihn andrangen. Mit durchdringendem, von rauschender türkischer Musik begleitetem Allah-rufen kamen sie in kurzem Trab daher. Sie wurden von den Unseren mit einer vollen Salve begrüßt, und nun entwickelte sich ein heftiger Kampf. Alle Anstrengungen der Feinde scheiterten an der vorteilhaften Stellung und tapferen Gegenwehr der Unseren. Die Anhöhe, deren Fuß überdies noch durch das Bett eines Waldstromes gedeckt war, stieg zu steil aufwärts, als daß sie von Kavallerie mit Erfolg hätte angegriffen werden können.

Obgleich die Türken von den ihrigen einen nach dem anderen fallen sahen, ohne auch nur den geringsten Vorteil zu gewinnen, so hielten sie dennoch stand, bis sie endlich unter dem heftigsten Feuer, 600 Mann Kavallerie stark, durchbrachen. Als ihnen dies gelungen, wollten sie einen Angriff auf das Philhellenenlager richten; allein der alte Dannia führte ihnen schon die Philhellenen in wohlgeschlossenerem Viereck entgegen und empfing sie mit Pelotonfeuer. Nichtsdestoweniger sprengten die Türken auf das kleine Häuflein an, als könnten sie es ohne weiteres über- und niederreiten. Aber die ruhig vorgehaltenen und sicher geführten Bajonette der Philhellenen bringen schnell Unordnung und Schrecken unter die Feinde. Diese weichen zurück, sammeln sich aber bald wieder zu einem neuen Angriff, den sie diesmal gegen die vordere Seite des Dorfes versuchen. Hier stellt sich ihnen Tarella mit seinem Regiment entgegen. Vergebens umschwärmen es die Türken, vergebens dringen sie wiederholt und mit Heftigkeit auf dasselbe ein. Jeder Schock wird mit besonnenem Mut, mit geordneter Tapferkeit zurückgewiesen, und die Feinde sehen sich genötigt, das zweitemal vom Angriff abzustehen. Die Zeit dieses zweiten Angriffs hatte ich benutzt, um von der Anhöhe in die Ebene zu unserem Bataillon zu gelangen. Nicht ohne Gefahr erreichte ich es. Schon sah ich auch auf diesem Platz wieder

den General Norrmann tätig; wo es ihm nötig zu sein schien, da feuerte er mit Wort und Beispiel an. Es bedurfte aber in der Tat kaum irgendwo der Aufmunterung. Die Philhellenen wie die Soldaten des Regiments jeden Ranges taten ihre Pflicht. Jeder Befehl, jede Anordnung, alles wurde mit einer Pünktlichkeit, Sicherheit und Kaltblütigkeit ausgeführt, als ob man im Übungslager manövriere.

Kaum war ich beim Bataillon angekommen, als der Kommandant Dannia es gegen die Flanke der Türken führte. Sie suchten diesem Angriff durch unstete Bewegungen auszuweichen; dennoch wurde eine Anzahl derselben durch die Philhellenen zu Boden gestreckt. In diesem Momente stürzten auch die Sulioten von ihrem Standort aus, mit furchtbarem Kerataruf, ins Tal, und die Türken, schon wähnend, daß sie umzingelt wären, traten schleunigst den Rückzug an. Zu früh hatten die Sulioten Kriegsgeschrei erhoben. Eben war es den Philhellenen gelungen, die rechte Seite der Feinde zu umflügeln, und schon schickten sie sich an, ihnen den Rückweg abzuschneiden, da sammelten sich die Türken das drittemal und machten Miene, den Kampf gegen die Philhellenen zu erneuern. Dies war für Dannia und die Philhellenen das Zeichen zum lebhaftesten Angriff. Die Türken dagegen schienen das eben gewünscht zu haben, wenigstens wußten sie in der Hitze des Gefechtes die Philhellenen zu verlocken, daß sie ihre Position verließen, und brachen in demselben Augenblick auf die Straße nach Arta durch, ehe dieselbe von den Sulioten, welche dichtes Buschwerk an schnellerem Vorrücken hinderte, erreicht und besetzt werden konnte.

Das Regiment und die Philhellenen verfolgten den fliehenden Feind bis hart unter die Tore von Arta; aber sie konnten ihn nicht erreichen und zum Stehen bringen. Als wir von der Anstrengung ermüdet und schon eine gute Weile auf der Rückkehr ins Lager begriffen waren, kam uns Herr Voutier mit verhängtem Zügel nachgesprengt und erzählte: Er habe den Pascha beinahe erwischt*). Wir lachten ihm alle ins Gesicht, denn wir hatten ihn während des ganzen Gefechts nirgends gesehen.

Als wir das Schlachtfeld wieder betraten, fanden wir die Griechen des J. Colocotroni und Jatrako mit den Leichnamen der Türken beschäftigt. Zuerst schossen sie ihre Pistolen auf sie los, schnitten ihnen dann Nasen und Ohren, oder auch die Köpfe ab und warfen endlich die letzteren auf der Ebene und in den Straßen umher. Übrigens waren die Leichname rein ausgeplündert und

*) Vermutlich ist dies der Cassim-Bey, den Herr Voutier im Angesicht beider Heere getötet haben will! Siehe Memoiren vom Colonel Voutier.

sonst auf das ekelhafteste verstümmelt. Auch alle versprengten Pferde waren schon eingefangen, und die Griechen boten sie uns zum Kauf an.

Unter den Toten, welche das Schlachtfeld bedeckten, befand sich auch der Bei und sein Sohn. — Das Regiment hatte einen Toten und mehrere Verwundete; auch die Sulioten zählten einige Verwundete. Die Philhellenen, welche sich zumeist gegen die Säbel der Türken zu verteidigen gehabt hatten, kehrten ruhmvoll, aber ohne Verlust, aus dem Gefecht zurück.

Maurokordato vernahm im Hauptquartier auf dem Berge die Kunde des Sieges mit vieler Freude und erließ sogleich eine Proklamation an das Regiment und die Philhellenen, worin er sie wegen bewiesener Tapferkeit sehr belobte.

Als Norrmann, mit Staub und Pulverdampf bedeckt, der Letzte ins Lager einritt, jauchzten ihm alle, die Franzosen nicht ausgenommen, entgegen und riefen wie aus einer Brust: Es lebe der tapfere Norrmann!

D. Elster, Bataillon der Philhellenen, Kap. 13, S. 149—157.

In der Nacht vom 15. zum 16. Juli trat der Vollmond ein, und in seinem Zaubерlicht, das er über die ganze Gegend ausgegossen, schimmerten die wohlbekannten Gegenstände der Ebenen still und feierlich zu uns herauf. Noch ruhten fast alle Philhellenen in tiefem, süßem Schlummer und sogen aus ihm Stärkung für das große Tagewerk, das ihnen bevorstand; da öffneten sich die Tore von Arta und hervor quollen die gedrängten Scharen der weißschimmernden Albanesen. General Norrmann wachte und weckte nun die anderen, ermahnte sie festzuhalten an der selbstgewählten Losung, rühmlichen Sieg oder Tod zu erkämpfen. Dann bestieg er sein Roß und hielt den Umritt zu allen Posten. — Die Feinde zogen sich längs den vor uns liegenden Hügeln nach der Straße von Komboti und erfüllten diese mit großen Abteilungen. Andere lenkten ihren Marsch an den Ufern der Arta gegen Plaka hin. Um 2 Uhr, als der Tag zu dämmern begann, waren fast alle Hügel und Ebenen vor uns schon mit Feinden bedeckt. Endlich kam die Sonne, und in ihren glühenden Strahlen funkelten die Waffen der Unseren und der Feinde. Alles war still ringsumher, aber desto lauter schlug jedem das Herz an die Brust.

Nach und nach entwickelten sich die Massen der Feinde zu der Gestalt eines Halbmondes, der die gewaltigen, weitgreifenden Arme um den Hügel von Peta zu schlagen begann, indem er langsam und sicher dem Dorfe nahte. — Gegen 4 Uhr kam das

feindliche Fußvolk bis auf 600 Schritte an die Vorposten der Philhellenen heran und schoß unter großem Allahgeschrei seine Gewehre gegen den Fuß des Berges ab, deren lange Rohre die Kugeln wohl in solche Entfernung tragen konnten. Da aber die kurzen Büchsen (Karabiner) der Philhellenen nur in die Nähe die gehörige Wirkung tun konnten, so blieb der erste Gruß des Feindes unerwidert. Dieser stellte daher verwundert auf einige Augenblicke sein Allahrufen ein; dann aber, vermutlich in der Meinung, daß der untere Berg nicht besetzt sei, weil unsere Felsenschanzen sich freilich auf dem sonst felsigen Abhang nicht unterscheiden ließen, drang er mit verstärktem, gräßlichem Geschrei weiter vor. Sichtbarlich bewegten sich die größeren Streitmassen gerade der Gegend zu, wo die Philhellenen standen. So kamen die Türken bis auf 100 Schritte herbei; aber in dem Augenblicke, da sie den Fuß des Berges betreten wollten, empfing sie aus allen Schanzen ein mörderisches Feuer, das in einem Nu Hunderte zu Boden streckte und eine große Verwirrung unter ihren Reihen anrichtete, während die Philhellenen ihr verwüstendes Kreuzfeuer auf das lebhafteste fortsetzten. Die Angreifenden zogen Verstärkungen an sich, so daß der zweite, wütende Anfall auf unsere Schanzen mit 2—3000 Mann geschah. Der Oberleutnant Schmidt, der die erste Division in der vordersten Schanze befahlte, wurde von einer feindlichen Kugel zu Boden gestreckt. Seine Division zog sich auf die nächste Schanze zurück und vereinigte sich unter einem anderen Anführer. Tod und Verderben verbreiteten die Philhellenen mit geringem Verlust unter den dichtgedrängten Türkenhaufen, die jede Handbreit Raum mit vielem Blute und unzähligen Toten erkaufen mußten. Jetzt wälzte sich die ganze Macht des feindlichen Fußvolks gegen unseren steil ansteigenden Felsen, der aber fortwährend mit kaltblütigem Mut und desto verderblicherer Hartnäckigkeit von den Philhellenen verteidigt wurde. Schon war der ganze Fuß des Berges mit Toten der Türken bedeckt, und noch hatten sie nicht den geringsten Vorteil errungen. Da unternahmen sie einen Angriff auf die Seite des Berges, woselbst Chauvassaigne, Adjutant Sous-Officier, ein zwanzigjähriger Jüngling, der früher Leutnant unter der französischen Garde gewesen war, mit seiner Division eine einzelne Felsenspitze besetzt hielt. Es war der einzige Punkt, der auf dieser Seite verteidigt wurde. Daher beschloß Chauvassaigne, je größer die Macht der auf ihn andringenden Feinde war, seinen Platz eben deshalb bis auf den letzten Mann zu behaupten.

Der Fahnenträger der Feinde sprang, wie gewöhnlich, so auch

dieses Mal, mehr denn 100 Schritte voran, um die Fahne als zu behauptendes Heiligtum in den Boden zu stecken. In dem Moment aber, da dies geschieht, streckt ihn eine Kugel aus der Schanze nieder, springt Chauvassaigne tollkühn von seiner Felsenspitze herab, ergreift den Halbmond und ist mit seiner Ehrenbeute schon wieder zu seinem Posten hinangeklettert, ehe noch die nachdringenden Feinde über den unerhört verwegenen Raub zur Besinnung gekommen. Die ganze Masse hatte voll Erstaunen und Bewunderung, wie gefesselt, plötzlich haltgemacht und sich nicht weiterzubewegen vermocht. Endlich ertönte, einem wütenden Geheul mehr als menschlichem Geschrei gleich, der Allahruf der Menge, die nun in rasendem Anlauf gegen den Felsen heranstürzte. Ohne gewünschten Erfolg. Der erste Angriff wird zurückgeschlagen. Der zweite erfolgt mit verdoppelter Wut, indem die Türken Tritte bilden aus den Leichen der Gefallenen. Die Philhellenen weichen keinen Schritt. Zweimal erklimmen die Feinde den Felsen, zweimal tapferer stürzen sie die Unseren mit ihren Bajonetten hinunter. Aber aus jedem getöteten Türken scheinen sich zehn neue zu erheben. Noch steht Chauvassaigne, schon blessiert, in der einen Hand die eroberte Fahne, und verteidigt sich mit der rechten Faust, die den Säbel hält, wie ein Verzweifelter. Denn schon ist mancher seiner tapferen Gefährten gesunken in das Grab, das ein jeder sich aus vielen um ihn niedergestreckten Feinden bereitet hatte. Noch steht Chauvassaigne. Er wird umgangen, und ein Haufe Türken will ihm die Fahne entreißen; er aber schlägt mit dieser selbst wütend um sich, bis ein Messerschnitt*) ihm die Sehnen des Armes zerschneidet und gleichzeitig ein Säbelhieb den Kopf trifft. Er stürzt, aber vorwärts, und begräbt im Fall den eroberten Halbmond mit seinem verstümmelten Leichnam.

So wurde hier, so wurde aus allen Schanzen mit gleichem Heldenmut, doch nicht mit gleichem Unglück gefochten. Spiro, der gleichfalls mit seiner Schar an der vorderen Seite der Philhellenen tapfer gekämpft hatte und, als schon ein großer Teil der Seinen gefallen war, fortwährend standhielt, mußte endlich doch der Übermacht weichen. Jetzt erst griff das Regiment mit Vorsicht, aber mit unerschrockenem Mute an, und die Kartätschen, welche Werndly aus seinen Geschützen zu schleudern begann, rissen ganze Reihen der Feinde auseinander und nieder. Der Kampf und die Wut, mit welcher gekämpft wurde, stieg immer mehr. Schon waren auch von den Unseren viele gefallen,

*) Handschar.

aber noch warfen die Philhellenen mit Feuer und Bajonetten jeden erneuerten Angriff zurück. Es wankte endlich der linke Flügel der Türken, das Regiment tat Wunder der Tapferkeit, Siegeshoffnung flammte mit der Lust, die gefallenen Brüder zu rächen, in uns auf. Wir standen in der Tat als Sieger auf dem Platze; die Verteidigung verwandelte sich in Angriff, und die Philhellenen schickten sich an, mit dem Bajonett in den linken, weichenden Flügel der Türken einzubrechen, da rückten 2000 Mann Kavallerie auf den Engpaß an, und Gogo — gab das Zeichen zur Flucht. Vergebens schlägt Marko Bozzaris, vergebens schießen die Seinigen zuerst auf die fliehenden Griechen, um sie zum Stehen zu bringen; — Gogo führt dieselben auf einen Hügel und läßt auf seine eigenen Landsleute Feuer geben. Zwar unternahm jetzt Marko allein die Verteidigung des Engpasses; aber es war zu spät; schon war die türkische Kavallerie eingedrungen und warf nun leicht die Handvoll Sulioten, die sich entgegensetzte, über den Haufen. Jetzt brach sie aus dem Hohlweg hervor und schnitt, ehe man sich dessen versah, die Philhellenen von dem Regiment und den Kanonen, ja von dem ganzen griechischen Heer ab. — Noch fochten die Philhellenen siegreich am Fuße des Berges, als sie plötzlich im Rücken angegriffen wurden. Auf der Stelle vereinigen sie sich und wenden sich in gemeinsamem Angriff gegen den neuen Feind. Tarella, dessen Regiment von eben demselben mit einem großen Verlust an Offizieren zurückgedrängt worden war, bemerkt nun, daß wir abgeschnitten sind und beschließt sogleich, zu uns durchzubrechen und die Verbindung mit uns herzustellen. Er macht einen Bajonettangriff auf die Türken, den diese zurückschlagen, und in dem Augenblick, da er die Seinigen zur Erneuerung desselben anfeuert, durchbohrt eine Kugel ihm die Brust. Er fällt, und das Regiment, seines Führers beraubt, tritt den Rückzug an. Da erscheint Graf Norrmann, der an diesem Tag wie ein Kriegsgott das Schlachtfeld nach allen Richtungen durchflog und überall war, wo am hartnäckigsten gefochten wurde. Auch jetzt stellt er sich an die Spitze des Regiments und führt es, hoch den Säbel schwingend und mit dem Ruf: „Mir nach, tapfere Soldaten! Mir nach! Zur Rettung der Philhellenen! Sieg oder Tod!“ — noch einmal gegen die Türken. Das Regiment greift mit verdoppeltem Eifer an, es gelingt ihm, den vordersten Haufen zu werfen, da trifft eine Kugel Norrmanns Brust und raubt ihm für den Augenblick die Besinnung. Er mußte zurückgetragen werden. — Die Bestürzung, von welcher das Regiment, da es den zweiten Anführer, die Seele

der Schlacht, verloren glaubt, ergriffen wird, benutzt der Feind, dringt aufs neue vor und zwingt dasselbe zur Flucht.

Mittlerweile hatten sich die Philhellenen einen Weg zum Dorfe gebahnt, um sich darin festzusetzen. Allein hier angelangt, finden sie es von Türken schon eingenommen. Es erhebt sich ein gräßlicher Kampf, jedes Haus wird zur Festung, die Straßen werden mit Leichen angefüllt; endlich müssen die Türken weichen, da Werndly aus seinen Kanonen ein ununterbrochenes Kartätschenfeuer ihnen in Flanke und Rücken schickt.

So furchtbar die unter den Türken hierdurch angestellte Niederlage war, so ließen diese dennoch nicht vom Kampfe ab, vielmehr unternahmen sie es jetzt, den Berg, auf welchem die Kanonen standen, zu erstürmen. Gerade in diesem entscheidenden Augenblicke stürzte Werndly, der schon vor der Schlacht krank gewesen, von der anhaltenden, heftigen Anstrengung erschöpft, leblos unter sein Geschütz. Zwar eilte v. Lübtow mit der dritten Kompanie herbei und hielt eine Zeitlang den Sturm der Feinde ab; aber derselbe ward endlich gezwungen, sich wieder an sein Regiment anzuschließen und die Geschütze ihrem Schicksale zu überlassen. Die Mannschaft, welche dieselben bediente, war bereits bis auf zwei Mann gefallen. Unter den noch Lebenden befand sich Deiß, ein siebzehnjähriger Jüngling aus Weimar. Der, an Tapferkeit und Unerschrockenheit dem versuchtesten Kriegerhelden gleich, fuhr mit Hilfe des einzigen Kameraden fort, die Geschütze zu bedienen. Zweimal dringen die Feinde heran, zweimal wirft er sie durch eine wohlgerichtete Ladung Kartätschen auseinander und zurück. Erst als der letzte Kamerad gefallen, gibt es Deiß auf, was ihm ohnedies nicht mehr gelingen konnte, das Feuer zu unterhalten; aber ehe er seinen Posten verläßt, versucht er noch das letzte Mittel, den Vorteil des Feindes zu mindern und seinen Verlust zu vergrößern. Er vernagelt die Kanonen und stürzt dieselben, da der Feind beinahe die Anhöhe erstürmt hat, auf seine hastig heraufdringenden Rotten hinab. Während diese also aufs neue auseinandergerissen, zerquetscht, gerädert werden, ergreift Deiß die Flucht und gelangt, als trüge ein Gott ihn auf schützenden Armen, unversehrt zu den Reihen des Regiments.

Nun wurden aber auch die Philhellenen im Dorfe wieder mit stärkerer Gewalt angegriffen und dasselbe zu räumen genötigt. Sie zogen sich, nur noch 70 Mann stark, auf den Gipfel des Felsens zurück. Erst als sie diesen erreicht hatten, wurde es ihnen zur Gewißheit, daß sie völlig abgeschnitten und von allen verlassen

waren. Sie erkannten, daß es nur noch darauf ankomme, sich womöglich durchzuschlagen oder doch Blut und Leben aufs teuerste zu verkaufen. Die aus vielen Wunden blutenden, mit Pulverdampf bedeckten Krieger bedurften einige Rast, aber sie konnten sich nur wenige Augenblicke gönnen, so wenige, daß keine einzige Wunde verbunden werden konnte. Von allen Seiten von Feinden umdrängt, begannen sie aufs neue den verzweifelten Kampf. Ein jeder einzelne hatte mit ganzen Haufen zu kämpfen. Chevalier ward an der Spitze des Restes seiner Kompanie von einer Kugel getroffen, und indem er fiel, tötete und verwundete er noch andringende Feinde. Lasky, Nagel, Wolf, Diezelsky, Moritz Fels taten Wunder der Tapferkeit. Da fiel auch keiner der Unseren, der sich nicht unter vielen Leichen selbstgemordeter Feinde begraben hätte. Denn furchtbar und grausam wüteten die Bajonette der Unseren, und entsetzlich war das Jammergeschrei ausblutender Türken. Das Ungeheuerste, was wir in alten Helden-sagen als Ausgeburten einer riesenhaften Phantasie anstaunen, wurde hier vollbracht. So rang unser Fahnen-träger Teichmann mit unzähligen Türken in langem, ungleichem Kampf, um die Fahne des Bataillons zu retten. Schon rann sein Blut aus allen Wunden und netzte den Boden um ihn her; er stand und hielt und verteidigte sie noch; das Tuch der Fahne war endlich in hundert Stücke zerfetzt, er aller Waffen beraubt, und so wehrte er sich noch mit dem Stab des Banners, bis er endlich verstümmelt und entseelt zu Boden sank. Jetzt erhoben mehrere Deutsche über seiner Leiche den Kampf, in welchem sie den schon eroberten Bannerstab den Türken wieder entrissen. — Mignac, der schon stark blessiert war, wurde von fünfzehn Türken angefallen und begann mit ihnen den Kampf. An einen Baum gelehnt, der ihm einigermaßen den Rücken deckte, fällte er alle bis auf einen, als ihm der Säbel sprang und ein in demselben Augenblick von hinten nahender Türke ihm mit dem Handschar den Kopf vom Rumpfe trennte. Immer beschränkter und enger wurde unser Kampfplatz, der schon reichlich mit Blut getränkt war und wieder drangen neue Türkenhaufen den Berg herauf. — Da kam der alte Dannia mit Mizewsky herbei, überzählte und sammelte auf einen Augenblick den Rest der Philhellenen und sprach also zu ihnen: „Kampfgenossen, Brüder im Leben, so im Tode! Dorthin ist Gogos Heer geflohen, der uns an die Feinde seines Vaterlandes verraten. Kein Weg ist offen mehr als der zum Himmel! Leonidas focht und fiel mit 300 Spartanern gegen eine Million, dem alten Hellas und der Welt ein ewiges Vorbild. Wir rühmen uns nicht der Ab-

kunft von jenen Helden, aber wir sind ihnen gleich an Mut und Tapferkeit. Laßt uns ihren entarteten Nachkommen und allen Christen ein Beispiel geben, wie man heute noch für Freiheit und Christentum kämpfen und sterben soll. Dieser nackte Felsen selbst, der unser Blut getrunken und unseren Tod gesehen, wird ein ewiges Denkmal unserer Ehre, unseres Ruhmes sein, und die späte Nachwelt wird bei seinem Anblick sich erzählen: Hier haben einst 160 Philhellenen für die wiederauflebende Freiheit Griechenlands den Heldentod errungen. Wohlan denn, Philhellenen, noch einmal: Sieg oder Tod!“ Die letzten Worte rief der Alte mit so gewaltiger Stimme, als sollten sie alle rettenden Geister des Krieges herabschwören. Wir alle aber wiederholten in wild kriegesischem, dumpfem Ton: Sieg oder Tod! — Kaum aber hatten wir uns wieder gegen den Feind gewandt, da zerriß eine Doppelkugel Dannias Brust*). Er sank vom Pferde und mit dem im Fallen wiederholten Ruf: Philhellenen, Sieg oder Tod! strömte sein Leben hin. Bald eilten Türken herbei und schnitten ihm den Kopf ab. So war sein Wunsch, in Griechenland ein ehrenvolles Soldatengrab zu erkämpfen, erfüllt! — Auch Mizewsky eilte jetzt seinem Verhängnis entgegen. „Mir nach!“ rief er, „Landsleute, tapfere Polen! Mir nach in Sieg und Tod!“ Sechzehn Polen folgten seinem Ruf und griffen unter seiner Anführung noch einmal das Dorf an. Überrascht und verwundert wichen die Feinde den Wütenden aus. Sie dringen bis zur Kirche des Dorfes vor. Hier entwickelt sich der hartnäckigste Kampf der ganzen Schlacht. Einige Polen fallen; der Rest dringt in die durch die Kartätschen sehr beschädigte Kirche und verteidigt sich an den Fenstern derselben auf das nachdrücklichste. Die Munition geht ihnen aus, aber die Feinde lassen nicht von ihnen ab. Sie müssen sich aufs Dach der Kirche zurückziehen. Ziegel, Sparren, Gebälk, Steine, alles wird auf die Türken hinabgeschleudert und tötet eine bedeutende Anzahl derselben. Die Türken versuchen, die Kirche in Brand zu stecken; es gelingt nicht. Endlich ersteigen sie in Masse den Dachboden der Kirche, und nun wird der Kampf blutiger denn je zuvor fortgesetzt. Nicht mit Säbeln, Bajonetten, Dolchen allein verteidigen sich die Polen mehr, Fäuste, Nägel, Zähne werden zu Hilfe genommen. Mizewski fällt, und schon auf dem Rücken liegend, verteidigt er sich noch. Die Polen eilen

*) Mit solchen an den Zapfen durch Draht verbundenen Doppelkugeln schossen die Türken überhaupt bei Peta. Alle Wunden waren äußerst schmerzhaft und schwer zu heilen, weil die Doppelkugeln die getroffene Stelle nicht allein durchbohrten, sondern zugleich zerrissen.

ihm zu Hilfe; er richtet sich empor, und es entsteht aufs neue ein gräßliches Getümmel. Plötzlich fliegt eine Staubwolke von der Zinne der Kirche auf, aus welcher ein allgemeines Schreien vernommen wird — und die Helden liegen samt ihren Feinden unter den Trümmern der eingestürzten Kirche begraben.

Unterdessen hatten die auf dem Berggipfel zurückgebliebenen Philhellenen, nur noch vierzig an der Zahl, ihre Verteidigung unerschrocken und unermüdlich fortgesetzt. Endlich wurden sie gewahr, daß eine schroffe und ganz felsige Stelle des Abhangs von den Türken unbesetzt geblieben sei. Diese mußte erreicht werden, um die immer noch nicht aufgegebene Vereinigung mit dem Regiment, das in vollem Rückzuge begriffen war, durchzusetzen. Zwei Mann hoch und mit gefälltem Bajonett greifen sie daher die sie zunächst einschließenden Haufen an. Die Albanesen, über den nochmals erneuerten Angriff außer Fassung, öffnen ihre Reihen und lassen uns durch. Keiner wagt es anfangs, uns aufzuhalten. Erst als wir uns einige hundert Schritt weit Bahn gebrochen, wird wieder von beiden Seiten auf uns gefeuert. Unter einem wahren Kugelregen setzen wir unseren Marsch eifrig fort und verlieren fast mit jedem Schritt einen Kameraden. So gelangen wir an den Fuß einer Anhöhe, die von Griechen besetzt war. In der Absicht, uns mit denselben zu neuem Kampf zu verbinden, steigen wir hinan, werden aber von oben herab mit einem heftigen Feuer begrüßt. Es war des Verräters Gogo ruchlose Schar, die auf der Höhe stand. Wir mußten also weiter ziehen. Da war es, als dem Adjutanten Feldhann einfiel, er habe des General Norrmanns Schatulle bei Peta gelassen, und die müsse er noch holen. Vergebens beschworen wir ihn, von einem so erfolglosen Unternehmen abzustehen. Er kehrte mit dem Säbel in der Faust in die Schlacht, nicht aber wieder zu uns zurück.

Wir hatten nun noch einen Wald zu durchbrechen; es wird von dem kleinen, schon auf 25 Mann geschmolzenen Häuflein unternommen. Ein Berg muß erklettert werden, um endlich dem noch immer uns erreichenden Feuer der Feinde zu entgehen; auch dies geschieht. Aber ehe wir den Gipfel erstiegen, stürzte noch mancher der Unseren, vom verderblichen Blei durchbohrt, in das Tal zurück.

D. Elster, Das Bataillon der Philhellenen S. 209—222.

Das Philhellenenbataillon und seine Verluste bei Peta
Der Stand des Belagerungskorps war folgender:

Stab: Obergeneral Prinz Maurokordato. General: Graf Nor-

mann Ehrenfels (Württemberg), v. Stiz, Obristleutnant (Hessen), v. Feldhahn, Hauptmann, Adjutant des Generals (Dessau), v. Reinek, Oberleutnant, Adjutant des Prinzen Maurokordato (Sachsen).

Bataillon der Philhellenen. Kommandant Tannia (Frankreich). Hauptleute im Bataillon: Chevalier, Major (Schweiz), Mischaschewski (Polen). D. Elster, erster Arzt (Preußen), Dr. Johannsen, zweiter Arzt (Holstein). Die Soldaten dieses Korps bestanden größtenteils aus deutschen Offizieren und Studenten, mehreren Unteroffizieren (welche von den Griechen Leutnantspatente erhalten hatten), einigen Franzosen, Italienern und acht Polen, zusammen 160—180 Mann.

Kapitulation von sechs Monaten eingehen.

Erstes (sogenanntes) Griechisches Infanterieregiment (dessen Stamm das frühere Bataillon des Demetrius Ypsilanti ist). Kommandeur Tarella (Piemont). Hauptleute: v. Stael-Holstein (Preußen), v. Mandelsloh (Sachsen). Marschefski (Polen). Oberleutnants: Specht (Braunschweig), v. Krusemark (Preußen), v. Lübtow (Preußen). Unterleutnant Deschefy (Preußen). Regimentsarzt Dr. Treiber (Meiningen). Dieses Regiment war etwa 400 Mann stark und bestand aus Italienern, Franzosen und Griechen, besonders solchen Griechen, welche früher sich in Europa einige Zeit aufgehalten hatten.

Nach einer mit möglichster Genauigkeit in Missolonghi zusammengetragenen Liste sind folgende Philhellenen geblieben:

Hauptmann Feldhahn, Adjutant des Generals Normann (Dessau). Aus dem Philhellenenbataillon: der Kommandeur Tannia (Frankreich); die Hauptleute Chevalier (Schweiz) und Mischaschewski (Polen). Die Philhellenen Sander (Braunschweig); Kaisenberg (Bayern); Eisen und Wetzler (Baden); Oelmayer, Dieterlen, Heinrich Seeger und Eben (Württemberg); Schneider (Mainz); Fels der zweite und Laski (Sachsen); Teichmann, Schmidt, Oberst und Luze (Preußen); Sandtmann, Mainke, Ollmayer, Heusse und Süsmilch (Hamburg); König und Werndly (Schweiz); Bahrs (Lübeck); Rüst, Schröder und Nagel (Mecklenburg); Diezelsky (Schlesien); Hißmann (Holland); Rangen (Hessen). (Die gebliebenen Nichtdeutschen dieses Korps sind nicht angegeben.) Gebliebene Offiziere des ersten Infanterieregiments: Kommandeur Tarella (Piemont); v. Stael-Holstein, v. Krusemark, v. Lübtow und Deschefy (Preußen).

v. Sachs (Preußen) ist den 10. Januar 1822 bei Missolonghi ertrunken. Ekarius (Bayern) starb in Vrachori. Roßner (Preußen)

wurde am Olymp von den Türken gefangen. v. Hobbe (Strelitz) blieb am 18. Juni vor Arta. Bohn (Hamburg) starb am 28. Juni in Komboti. Friedrich Seeger (Württemberg) starb den 12. Juli in Anatolico.

Bericht eines zurückgekehrten, Deutschen mitgeteilt im Schwäb. Merkur 1822, Nr. 277 (19. Nov.).

Siebentes Kapitel

Eroberung von Nauplia (Napoli di Romania) und Erstürmung der Akropolis von Athen

Wie ich schon früher erwähnte, wurde im Monate Dezember 1822 des Belagerungskorps von Napoli verstärkt und die Dervenachi so sorgfältig bewacht, daß keine Türken mehr auf die Ebene von Argos vordringen konnten. Durch diese Anstalten kam die Besatzung bald so in Not, daß sie nur mit Pferde- und Kamelfleisch ihr Leben noch fristen konnte. Als auch diese Mittel aufgezehrt waren, kamen die Belagerer ihrem Ziele näher. Napoli ist an einem im Meerbusen von Argos hervorstehenden Felsen erbaut; es wurde von den Venezianern auf der Land- und See-seite sehr stark befestigt und durch die oberhalb der Stadt auf einem Felsen errichtete Festung Palamydi gegen jeden Feind unüberwindlich gemacht. Diese Festung ist in kleine Forts abgeteilt, deren jedes, selbst wenn der Feind die Hauptmauer erstiegen hat, sich noch unabhängig von den anderen verteidigen kann. Durch einen im Felsen ausgehauenen Weg, der mit hohen Mauern umgeben ist, steht sie mit der Stadt in Verbindung. Am westlichen Teile derselben befindet sich noch eine felsige Anhöhe, die gleichfalls stark befestigt und mit Batterien besetzt ist, wodurch Angriffe zu Meer abgehalten werden können.

Im übrigen ist Napoli, wie alle türkischen Städte, sehr unregelmäßig gebaut, hat schlechte, schmutzige Straßen und nur wenig große Häuser. Das Wasserkastell, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, liegt im Meere und hat 16 Batterien. Europäische Artilleristen behaupteten, daß es von der Stadt aus recht leicht könnte zernichtet werden, und doch haben die Türken so lange die griechischen Brandkugeln auf sich werfen lassen und mit ihren Geschützen weiter nichts bezweckt, als einige Mauern beschädigt. Die Albanesen, welche die Festung besetzt hielten, wurden endlich des Elends müde und zeigten große Lust zur

Unterhandlung mit Kapitän Staico *). Dieser überrumpelte in der Nacht einst die Festung (wahrscheinlich im Einverständnis mit der Garnison); er erstieg mit einiger Mannschaft die Mauern und fand nur wenige Mann Besatzung darin, die alle bis zu Gerippen ausgehungert waren. Die übrigen hatten sich bei Annäherung der Griechen sogleich in die Stadt begeben. So nahmen die Griechen zur Schande der Muselmänner die erste Festung Moreas im Sturme weg, ohne nur einen Mann zu verlieren.

Ali Bei, der Kommandant der Stadt, mußte sich nun, trotz seiner Hartnäckigkeit, auf Unterhandlungen einlassen, wenn er nicht sein Leben verlieren und die ganze Besatzung dem Tode preisgeben wollte. Demzufolge wurden die Tore am 11. Januar 1823 den Griechen geöffnet mit der Bedingung, die Türken leben zu lassen und nach Asien einzuschiffen.

Triumphierend drangen die Griechen in die Stadt und plünderten nach Herzenslust. Die Juden, welche auch hier Verrätereien an ihnen begangen hatten, wurden in der ersten Wut alle auf das grausamste niedergemacht; selbst Frauen und Kinder wurden nicht geschont. Die Erbitterung gegen dieses Geschlecht war so groß, daß man lange nach der Einnahme noch die verstümmelten Leichname auf den Straßen und vor der Stadt umherliegen sah. Gegen die türkische Garnison wurde mit Schonung verfahren, und nur wenige fielen als Opfer der Volkswut. Nachdem sie mehrere Tage, entblößt von allem und der rauen Witterung ausgesetzt, hier zugebracht hatten, erbarmte sich der Kapitän eines englischen Kriegsschiffes, welches zufällig im Golfe vor Anker lag, über ihren jämmerlichen Zustand und nahm sie auf, um sie nach Asien zu bringen.

Napoli war damals der Sammelplatz der halben griechischen Bevölkerung. Kaufleute kamen mit Geld aus allen Gegenden herbei, um Gewinn an der verkäuflichen Beute zu suchen, die der Soldat oft um einen sehr geringen Preis hingab. Beinahe alle Kapitäne trafen daselbst ein, um teil an der Beute zu nehmen, und als Streit über dieselbe entstand, machte der brave und uneigennützigste Held Nikitas den Vorschlag, alle Beute zum Wohl des

*) Beweise hievon hatten sie schon im Herbst gegeben, als ich noch bei der Blockade war. Sie riefen z. B. öfters Staicos Namen, wenn wir uns der Festung genähert hatte, und feuerten niemals Kanonen ab, wenn wir auch noch so nahe waren. Mehrere gefangene Albanesen machten einst den Vorschlag, die Griechen ohne Gefahr des Nachts in die Veste zu führen, und beteuerten dabei, man könne ihnen Hände und Füße abhauen, wenn man es bei der Ausführung anders fände. Ich weiß nicht, warum S. damals auf diese Winke keine Rücksicht nahm.

Landes zu verwenden und der Regierung zu überlassen, was aber von Colocotroni und anderen nicht genehmigt wurde. Dieser tapfere Anführer, der wie Colocotroni ein wilder Parteigänger und beständiger Verfolger der Türken war, gehörte unter die ersten Helden Griechenlands. Gleich den alten Lacedämoniern hatte er geschworen, nicht eher sein Hemd zu wechseln und den Bart scheren zu lassen, bis sich Napoli ergeben habe; was er auch richtig hielt. Die Einnahme dieser Stadt erregte große Freude unter den Griechen; es wurde allerwärts eine religiöse Feierlichkeit begangen, wodurch das Volk zu neuen Taten entflammt wurde . . .

Gottfried Müller I 184—187.

Wir lagen vier Wochen müßig in Argos, nur vier Stunden entfernt von der türkischen Feste Napoli di Romania; von beiden Seiten geschah nichts. Wir drangen darauf, um unsere Zeit zu nützen, die Bildung einer, wenn auch noch so kleinen, deutschen Legion zu befördern. Von allen Seiten wurden uns Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Fürst Ypsilanti hatte mehrere Italiener und Franzosen um sich; ein Obrist Tarella hatte das Zutrauen des Fürsten, und es schien ihm und dem Fürsten nicht zu gefallen, wenn ein selbständiges Korps gebildet würde; man trug uns an, in das ziemlich zahlreiche Gefolge des Fürsten zu treten. Der Fürst hatte außerdem noch ein Bataillon, welches einigermaßen auf europäische Art exerziert war. Ein gewisser Palesto kommandierte es; ein braver Soldat, der lange unter Napoleon gedient hatte. Unter diesem Korps waren viele wackere Krieger, meist vertriebene Karbonari, von der alten italienischen Armee. Nach reiflicher Überlegung beschlossen wir Deutsche, uns nicht zu trennen, sondern uns als eigenes Korps zu organisieren. Wir waren schlecht, zum Teil gar nicht bewaffnet; die Griechen halfen diesem Mangel nicht ab; nicht einmal Lebensmittel gaben sie uns hinlänglich, wir mußten uns vieles selbst verschaffen.

Die Belagerung von Napoli di Romania (wenn man es eine Belagerung nennen darf) leitete der Franzose Daniels. Wir kamen oft zu ihm, wurden aber sehr ungern gesehen, weil wir seine schlechten Maßregeln nicht billigen konnten. Die Sorglosigkeit von beiden Teilen war grenzenlos. Wir machten uns den Spaß, uns der Festung zu nähern und an die Tore anzuklopfen. Mit einem einzigen gut ausgerüsteten deutschen Bataillon hätte ein entschlossener Mann die Festung überrumpeln können. Die Mauern

haben an manchen Punkten nur 15—18 Fuß Höhe; und keine Außenwerke hindern die Annäherung.

Endlich wurde ein Sturm beschlossen, aber dabei alles ganz öffentlich im Angesicht des Feindes behandelt. Die Häuptlinge rückten mit ihren Leuten ein bis zwei Tage zuvor an; kleine Häuflein, manche nicht über zehn Mann stark, deren jedem neue griechische Fahnen (ein aus der Asche erstehender Phönix) vorangetragen wurden. Auch wir Deutsche beschlossen, teilzunehmen, um unseren guten Willen zu zeigen, ungeachtet wir einsahen, daß nur ein Wunder die Festung uns überliefern könnte; so schlecht war alles angeordnet. Keine einzige Kanone war zur Belagerung da; die Türken hatten Kanonen von ungeheurem Kaliber, welche sehr gut, wie uns schien, von europäischen Artilleristen bedient wurden. Der Stürmenden waren höchstens 5000 Mann; ein Geistlicher hielt eine Rede und segnete die Truppen im Angesichte des Feindes ein. Morgens um drei Uhr begann der Sturm. Den ersten Angriff machte Kolokotrony mit den Seinigen; bald zog er sich zurück, und andere Anführer folgten. Die Gewehre wurden oft schon auf Kanonenschußweite losgeschossen; der Sturmleitern waren wenige und diese meist zu kurz. Die Haufen blieben nie lange genug im Feuer. Wirklich gut hielt sich das Ypsilantische Bataillon. Wir Deutschen standen auf einem schmalen Damme an der Seeseite, welchen Punkt wir für den schwächsten hielten, und wo wir noch am ehesten etwas auszurichten hofften. Einige Griechen, welche in Deutschland studiert hatten, schlossen sich uns an. Es war uns nicht gelungen, uns alle mit Schießgewehren zu versehen; selbst einige Offiziere waren nur mit Prügeln bewaffnet. Wir standen unter den Kanonen der Festung. Von den Mauer wurden mehrere Türken durch einige unter uns, welche mit guten Büchsen versehen waren, herabgeschossen. Nachdem dieser sogenannte Sturm etwa sechs Stunden lang gedauert und die Griechen sich längst außer Schußweite zurückgezogen hatten, aber immer noch fortfuhren, ihre Gewehre abzuschießen, gingen auch wir endlich zurück, und jetzt erst wurde unserem Anführer, dem Hauptmann Liesching, das Bein durch eine Kanonenkugel zerschmettert. Wir trugen ihn auf einer Sturmleiter nach Argos zurück. Etwa 50 Mann waren getötet oder verwundet, zum Teil von Steinwürfen; beinahe alle aus der Zahl des Ypsilantischen Bataillons und der fremden Truppen.

Nach dem Bericht zweier deutscher Offiziere, mitgeteilt im „Schwäbischen Merkur“ 1822, Nr. 110 (8. Mai), S. 632—633.

Auf der westlichen Seite der Stadt zieht sich in der Entfernung von zwei Stunden eine neue Bergkette von Osten nach Westen, deren Abdachung sich in immer niedriger werdenden Hügeln bis vor das westliche Tor erstreckt. Der letzte Hügel dicht vor diesem Tore beherrscht die ganze Stadt, und von da aus kann man beinahe in jede Haustüre sehen. Auf diesem Hügel sowenig als sonst wo sind Werke angelegt, und die Stadt ist, wie vorerwähnt, bloß von der Stadtmauer geschützt. Eine solche von einem europäischen Korps bedrohte Stadt würde es gar nicht einmal wagen, Widerstand zu leisten, da von diesen Hügeln aus die ganze Stadt in Grund und Boden geschossen, durch Forcierung eines Tores selbst bei einem Widerstande in einigen Stunden genommen werden könnte. Solche Unternehmungen gehören aber nicht zur griechischen Fechtart. Die belagernden Griechen begnügen sich, mit einer Armee von 25000 Mann die Stadt bloß einzuschließen. Zu dem Ende und damit man das kostbare griechische Christenblut nicht unnötig den türkischen Kugeln preisgebe, hatten sie immer Demarkationsgraben aufgeworfen und mit dem ganzen Korps besetzt. aber nicht etwa auf den nahen Hügeln der Stadt, sondern auf den Seiten jener fernen hohen Berge, und von da in die Ebene herab rings um die Stadt herum. Wir hatten auf der Seite, woher wir gekommen waren, diesen Graben in der Ebene gefunden, da er aber über eine Stunde weit von der Stadt entfernt war, so konnte man — und am allerwenigsten aus dessen Konstruktion — auf Belagerungswerke schließen; ich kann daher dessen Nutzen bei solcher Anzahl Belagerer nicht anders erklären, als daß er die Türken beim Verfolgen aufhalten sollte. Das Unzweckmäßige dieser Stellung mochten selbst die Türken einsehen. denn sie machten häufige Ausfälle, die aber, wie gewöhnlich, nur in einem immerwährenden Hinundhertreiben bestanden. Beim Verfolgen hatten die Griechen (wahrscheinlich durch einen Gefangenen) Gelegenheit gefunden, mit den in türkischem Solde gestandenen Albanesen zu unterhandeln. Diesen machten sie bekannt, daß Albanien ebenfalls im Aufstande gegen die Türken begriffen sei und daß sie freien Abzug nach Patras haben sollten, wenn sie das ihnen anvertraute Tor überlieferten. Diese Albaneser gingen die Forderung ein und übergaben bei dem verabredeten Sturm das Tor, wodurch die Griechen in die Stadt kamen. Die in Schrecken versetzten türkischen Soldaten ließen sich nun entwaffnen, entkleiden und wie Schafe hinschlachten.

Belagerung der Akropolis

... Als mich der Prinz Demetrios Ypsilantis im Monat Dezember 1821 mit dem Auftrag beehrte, Athen zu belagern, fand ich daselbst, daß die Anstalten dazu gar nicht vorhanden waren. Mit Vereinigung meiner beiden Kampfgenossen Lefebre und Gießler strengte ich alles an, um diesem Unternehmen nützlich zu sein. Doch es fehlte an den nötigsten Handwerkern und dem Material. Es blieb uns also nichts weiter übrig, als dem Anerbieten der atheniensischen Männer und Jünglinge Folge zu leisten und sie in unserer Taktik zu unterrichten. Es war eine Lust anzusehen, mit welcher Bereitwilligkeit und großem Eifer sich diese Menschen unterrichten ließen. Meine Gefährten exerzierten sie, und ich übernahm die Charge eines — Tambours. Ich denke aber so, wer helfen und belehren will, der schäme sich auch des kleinsten Wirkungskreises nicht, und ich schätze es mir zur höchsten Ehre, daß ich der Deutsche bin, dieser Stadt, die einst die Wiege unserer jetzigen Bildung war, als Belagerungskommandant und Trommelschläger zugleich gedient zu haben.

W. Bellier de Launay, Einige Worte über Griechenland. S. VI f.

Höchst erfreut über unsere Ankunft, bewilligten die Ephoren, bis auf die für uns vom Gouvernement ausgesetzte Gage, alles, was wir bedurften, und der Kriegsephor erhielt die Anweisung, für die geforderten nötigen Handwerker sogleich zu sorgen. Unsere mitgebrachten Mörser waren nämlich ohne Untergestelle (Klötze), welche hier erst angefertigt werden sollten. Der Anfertigung der dabei unumgänglich nötigen Eisenbeschläge unterzog sich ein ehemaliger französischer Artillerieoffizier, Herr W. (ein Elsässer von Geburt). Die einzige hier befindliche Schmiede und alle Tischler wurden also in Tätigkeit gesetzt. Letztere arbeiten auch als Zimmerleute, und muß ich ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie, trotz ihrer wenigen Instrumente, viel leisteten.

Über den gegenwärtigen Zustand und die Lage der Festung läßt sich im allgemeinen folgendes sagen. Die Akropolis liegt auf einem ziemlich steilen Felsen und ist nur von der Seite der Stadt zugänglich. Vor dem eigentlichen Tore der Festung, welches die Propyläen bilden, sind noch drei übereinanderliegende Batterien. Die unterste derselben war in den Händen der Griechen, und diese hatten hier ihre äußersten Vorposten. Beide andere Batterien waren noch von den Türken besetzt. Ziemlich in der Mitte der Festung ragt der Minervatempel hervor. Nahe bei diesem befindet sich der Tempel des Neptun, und hier sollte

das Pulvermagazin sein. Über die Stärke der Besatzung konnte man nichts Bestimmtes erfahren. Im Anfang der Belagerung sollen 3000 Köpfe, einschließlich der Weiber und Kinder, in derselben gewesen sein. Sie bestand aus Türken und türkischen Albanesen. Ein aus der Festung desertierter Türke von vornehmer Familie schilderte die Not, welche schon jetzt oben herrschte, mit grellen Farben; besonders drückte der Wassermangel die Besatzung sehr, da derselben alles Wasser abgeschnitten war. Krankheiten sollten große Sterblichkeit bewirkt haben, und die Totalsumme der noch Lebenden sich nur noch auf etwa 1500 Seelen belaufen, worunter kaum 300 streitbare Männer. Alle Pferde, Esel, Hunde und sonstige Tiere waren von den Türken über die Mauern geworfen und lagen zerschmettert auf den unten befindlichen Felsen umher. Der Pulvervorrat konnte ebenfalls nicht mehr bedeutend sein. Stadt und Festung waren durch eine Mauer getrennt, hinter welcher die griechischen Vorposten sicheren Schutz fanden. Alles, was sich hingegen vor dieser Mauer sehen ließ, wurde von den Türken, die sich ihrer Gewehre vorzüglich bedienten, verwundet oder totgeschossen. Ich sah selbst, daß ein Grieche auf einer Distanz von 1700 Schritt mit einer Gewehrkugel gefährlich verwundet ward. Die Wachsamkeit der Türken, sowohl bei Tage als bei Nacht, übersteigt alle Beschreibung.

Der auf der eroberten Batterie befindliche griechische Vorposten bestand aus 80 bis 100 Mann mit einem oder mehreren Kapitanos, welche alle 24 Stunden abgelöst wurden. Nur durch ein vorsichtiges Heranschleichen hinter oben erwähnter Mauer konnte man zu diesem Posten gelangen. Die dort Wachehaltenden vergaßen oft, daß die Türken ihre Feinde waren, denn sie verkauften ihnen gegen honette Bezahlung Tabak, Zitronen, Feigen usw., bis wir diesem Handel Einhalt taten und die strengste Bestrafung für den Übertreter forderten. Bei uns würde jeder, der dem Feinde Vorschub leisten möchte, ohne weiteres fusiliert werden. Unterhaltungen, besonders gegenseitige Schimpfreden, fanden zwischen den beiderseitigen Vorposten fortwährend statt und waren bei der Nähe derselben kaum zu vermeiden.

Das Belagerungskorps bestand aus 16 Kapitänerien, welche zusammen 600 Mann betragen mochten. Zum Chef der Belagerung war vom Areopagus der Kapitän Panagi, ein durchaus braver Soldat, ernannt worden. Unter ihm sollten alle anderen Kapitanos stehen, doch fielen oft solche Zwistigkeiten vor, die zu den blutigsten Händeln Veranlassung gaben. Bei der Belagerung zeichneten sich durch Wachsamkeit und unermüdete Tätigkeit zwei

albanesische Kapitanos mit ihren Leuten aus. (Man muß nämlich einen Unterschied zwischen griechischen und türkischen Albanesen machen.)

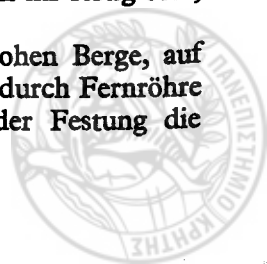
Auch ein aus Ägypten angekommener Kapitän mit etwa 40 Mann schien ein braver Soldat und seine Leute an Disziplin gewöhnte Männer zu sein. Er hieß Cyriako, war fürchterlich strenge und bestrafte jeden Fehltritt unter seinen Leuten mit augenblicklichem Tod. — Unter einen anderen Kapitän wollte er sich indessen nicht stellen und handelte für sich.

Der größte Teil der Stadt Athen ist unbewohnt, da die Türken ihn dominieren. Dessenungeachtet herrschte in dieser Stadt eine große Tätigkeit. Handwerker aller Art arbeiteten, und der Handel war unter den obwaltenden Verhältnissen ziemlich lebhaft. Einige Seifensiedereien und Ölmühlen waren stets im Gange. Die türkischen Dampfbäder sind von vorzüglicher Einrichtung. An Kaffeehäusern fehlt es auch nicht. Die Häuser, welche die fremden Konsuln bewohnen, sind, wenn auch in morgenländischem Geschmack, doch mit europäischer Bequemlichkeit eingerichtet.

Das vom Pascha von Athen früher bewohnte große Gebäude war innen beinahe gänzlich zerstört. Es hat einen schönen großen Hofraum und ist rings mit hohen Mauern umgeben, welche die türkische Eifersucht verraten. Einen Teil des Mauerwerks bilden die Ruinen eines dem Jupiter geweiht gewesenen Tempels. Alle anderen Häuser waren mehr oder weniger zerstört, doch gab es auch der gut erhaltenen noch viele. Die ganze Stadt ist übrigens mit einer Mauer umgeben, innerhalb welcher der Theseustempel in voller Pracht steht.

Den 23. März war alles in Bereitschaft, um das Bombardement zu beginnen. Das nötige Pulver war aus Hydra herbeigeschafft worden. Unsere Batterie lag den türkischen gegenüber, in ziemlich gleicher Höhe mit denselben. Sie war mit einem Erdaufwurf vor dem Flintenfeuer geschützt, denn trotz der Entfernung von ungefähr 1300 Schritt mußten wir auf ein solches bedacht sein. An demselben Tage nachmittags warfen wir die ersten Bomben in die Festung, nachdem vorher nochmals eine Aufforderung zur Übergabe an die Besatzung gemacht war. Die Belagerten hatten abschlägig geantwortet und erklärten dagegen: „Schießt nur, wir kennen recht gut euern Vorrat an Munition; wenn ihr fertig seid, wollen wir anfangen.“

Von einem nahe bei der Festung liegenden hohen Berge, auf welchem sich eine Kapelle befindet, konnten wir durch Fernröhre deutlich die Verwirrung bemerken, welche in der Festung die



Bomben bewirkten. Die Türken flüchteten ihre Weiber, Kinder und Habseligkeiten in die feuerfesten Gewölbe der Propyläen. Unser Hauptaugenmerk war ein viereckiger hoher Turm, auf welchem sich eine Flintenbatterie befand, und das angebliche Pulvermagazin.

Unser Chef, Herr V., bewies uns, daß er keine Wurfatterie zu kommandieren verstand; vielleicht hatte er noch keine gesehen. Das Gerücht sagte, er wäre französischer Marineleutnant gewesen, wie sollte er dann auch vom praktischen Artilleriedienst viel verstehen? Das Bombardement ging indessen fort, bis wir unsere mitgebrachten Bomben verworfen hatten. Es wurde sogleich nach Korinth gesandt, um neue Bomben zu erhalten. Ein Deserteur aus der Festung berichtete, daß die Bomben in der Festung nicht viel Schaden angerichtet hätten, einige wenige Häuser wären in die Luft gesprengt worden; zugleich aber schilderte er den Mangel an Lebensmitteln und die epidemischen Krankheiten die vorzüglich durch Wassermangel entstanden waren, aufs neue. Noch sagte er aus, daß zwei Parteien oben herrschten, von welchen eine kapitulieren, die andere hingegen sich bis zum letzten Mann halten wolle.

Eine neue Aufforderung zur Übergabe wurde dessenungeachtet zurückgewiesen, und die Türken erklärten, daß sie keinen Parlamentär mehr anhören wollten. Ein feiner Regen, der in diesen Tagen fiel, bestätigte die Aussage des Deserteurs, denn wir sahen, daß die Türken mit Schwämmen und Tüchern das Wasser aufgingen. So verging der März, und ich füge nur noch hinzu, daß die Ephoren die Lieferungen für uns ziemlich richtig besorgten, nur bisweilen nicht ganz regelmäßig.

In den ersten Tagen des April wurde mit der Bewerfung der Festung fortgefahren; auch wurde eine Mine unter der zweiten Batterie angelegt, um bei einem zu unternehmenden Sturme letztere in die Luft zu sprengen. Mit dem Bewerfen wurde indessen nunmehr innegehalten, da das Gouvernement die auf der Festung befindlichen Altertümer schonen wollte. Wahrscheinlich geschah diese Verordnung auf das Ansuchen der Herren Konsuln Fauvel und Gropius, die als Kenner der Altertümer für diese besorgt sein mochten.

Noch zwei Landsleute von mir kamen von Korinth zu dieser Zeit nach Athen, der Rittmeister v. B. und der Leutnant v. J. Ihre Absicht war, ins Vaterland zurückzukehren, da in Korinth fortwährend nichts für die Franken geschah. Oft erschollen Siegesnachrichten der Griechen über die Türken, auch behauptete man

als ganz gewiß den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Pforte.

Die angelegte Mine näherte sich ihrer Vollendung; das Pulver zur Sprengladung wurde ebenfalls aus Hydra herbeigeschafft. (Es befinden sich auf dieser Insel Pulvermühlen, weshalb die Athenienser ihren Bedarf von dort bezogen.) Unter Leitung einiger Franken wurde die Mine geladen und verdammt.

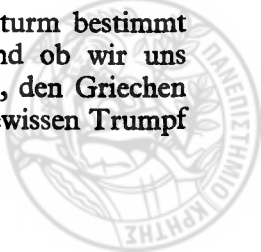
Noch einige Franken kamen hier an; unter ihnen ein schwedischer Kapitän v. A., ein Schweizer Doktor St., auch Professor St. war noch hier. Hingegen war der dänische Offizier v. O. zum Areopagus abgegangen. Die Angekommenen zogen mit in unser Quartier, das einer kleinen Kaserne glich.

Sowohl wir Franken als auch die Griechen entwarfen nun einen Plan zum Sturm der Akropolis. Der von uns entworfene war von sechs Deutschen unterzeichnet; wir verlangten darin als Hauptbedingungen:

- a) Die nötigen Mannschaften zum Sturm, welche während desselben unter unserer Leitung stehen sollten,
- b) die nötigen Sturmleitern und die Bewilligung alles dessen, was wir anordnen würden,
- c) unbedingten Gehorsam während des Sturmes und einen Eid der Griechen, daß sie uns folgen wollten.

Dann legten wir den gemachten Plan den Ephoren vor, welche in pleno zu uns kamen. Sie fanden ihn annehmbar, bewilligten ihrerseits alles, und wollten Rücksprache mit den Kapitanos nehmen, auch wollten sie die nötigen Vorkehrungen treffen. Die Kapitanos indessen vereitelten alles, indem sie erklärten, sie würden nicht auf diesen Plan eingehen, sondern selbst einen entwerfen. Wir erhielten unseren schriftlichen Plan mit unseren Unterschriften zurück. Dessenungeachtet ließen wir auf unserem Hofe, unter unseren Augen Sturmleitern anfertigen. Es tat uns leid, daß man unseren gutgemeinten Ratschlägen nicht folgen wollte. Ebenso vergeblich war es gewesen, daß sich zur Nachtzeit, begünstigt durch die Dunkelheit, zwei von uns an die Mauern der Festung geschlichen hatten, um sowohl die ungefähre Höhe, als auch die besten Punkte zur Ansetzung der Sturmleitern zu erforschen. Diese sowohl wie überhaupt alle unsere übrigen Bemühungen wurden gar nicht anerkannt.

Endlich erfuhren wir, daß der 18. April zum Sturm bestimmt sei. Der Kapitän Panagi wollte diesen leiten, und ob wir uns gleich gekränkt fühlten, boten wir uns dennoch an, den Griechen voran zu gehen, auch setzten wir unter uns einen gewissen Trumpf



darauf, die ersten zu sein. Nur der Doktor St. mußte versprechen, sich nicht den Gefahren auszusetzen, da ihm als Arzt die größere Pflicht oblag, die etwaigen Verwundeten zu behandeln. Sehr rührend war es uns Deutschen, als wir am 17. abends die Griechen auf einem Platze kniend fanden. Sie deuteten gen Himmel, und wir sahen, daß sich durch den Flug der Wolken an dem sonst blauen Himmel ein weißes Kreuz gebildet hatte. Blau und weiß sind die Farben der Griechen, daher sie behaupteten, der Himmel sei ihnen günstig, und der Sturm würde gelingen. Wir wünschten, daß dies Zeichen ihnen Mut einflößen möchte, der ihnen sonst fehlte und das Nötigste bei diesem Unternehmen war. Uns fielen hierbei die Alten ein, die alles auf dergleichen Zeichen bauten.

Ein paar Stunden Schlaf erquickten uns noch, und ehe der Tag anbrach, versammelten wir uns sämtlich auf dem zum Pascha-gebäude gehörigen großen Hofe. Hier sprach ein Geistlicher einige Worte und erteilte den Segen. Auch die Kapitanos sagten noch einiges zu ihren Leuten, unter anderen sagte Panagi zu den seinigen: „Nun, ihr Hunde, wie wird's gehen, werden wir mit reiner Stirn davon kommen?“

Herr Gropius hat uns später diese Anrede übersetzt; in griechischer Sprache waren es wenig Worte.

So zogen wir still bis vor die Festung. Die Ephoren hatten einen Preis auf jede anzusetzende Sturmleiter bestimmt. Die Anzahl der Stürmenden betrug vielleicht gegen 600 Mann; wir waren acht Deutsche und etwa vier bis fünf Franzosen.

Keiner von den Griechen wollte die Mine anzünden; der Wachtmeister Herrmann aus Lübeck tat es. (Später starb dieser brave Soldat zu Athen, an den Folgen einer nervösen Krankheit. Er war bei einer Patrouille durch den Fuß geschossen worden und lag mit mehreren Verwundeten zusammen in einem Hause; hier genoß er einer erbärmlichen Pflege, es fehlte ihm beinahe an allem. Durch Ansteckung wurde er gefährlich krank und gab, fern von den Seinigen, seinen Geist auf. Eine Frau mit mehreren Kindern beweint in Lübeck das traurige Ende des Gatten und Vaters.)

Mit einem furchtbaren Getöse sprang die Mine und riß den größten Teil der zweiten Batterie ein. Ein noch furchtbarer Geschrei: „Hinauf, hinauf!“ ertönte von den Griechen. Nur vier Sturmleitern wurden angesetzt; der Leutnant v. J. war der erste oben. Auf einer zweiten befand ich mich mit dem Wachtmeister Herrmann, die anderen Franken hatten sich ebenfalls verteilt. Von allen 600 Griechen waren höchstens zwölf bis sechzehn, die

unserem Beispiele folgten. Die Türken wehrten sich verzweifelt, sie warfen mit Steinen, Handgranaten und Feuerbränden von der Höhe auf uns. Wir mußten die Sturmleitern verlassen und zogen uns an einen Ort, von welchem aus wir auf die Türken feuern konnten. Eine Kugel verwundete mich im linken Oberarm. Beinahe zu gleicher Zeit erhielt ich einen Steinwurf auf die Brust und einen am rechten Schienbein. Diese warfen mich zu Boden. Erst beim Aufstehen bemerkte ich, daß ich am Arm verwundet sein mußte, denn das Blut lief mir im Ärmel hinunter. Meine Flinte gab ich dem neben mir stehenden L. v. Strahlendorff. Sie war noch geladen, er feuerte, und als er sich mit einer halben Wendung drehte, um von neuem zu laden, erhielt er einen Schuß durch das rechte Armblatt. Die Kugel war bis ins Herz gedrungen; sterbend sagte er noch: „Schreibt an meine Schwester, das Fräulein v. W.“ Gerade jetzt war neben uns nur der Professor St., doch kamen die deutschen Kameraden bald herbei und brachten den Leichnam in Sicherheit. . . .

Zum Ruhm der griechischen Kapitinos muß ich sagen, daß gerade sie es waren, welche sich an die Stürmenden anschlossen. Für ihre Leute sollte dies als Beispiel dienen, allein deren Feigheit war viel zu groß, als daß die ihren Anführern gefolgt wären. Höchst lächerlich war es, daß die griechischen Weiber in der Stadt mit Pferden und Eseln bereit standen, um, im Falle die Festung genommen würde, zur Plünderung bereit zu sein. Sie hatten sich für diesmal gewaltig getäuscht; hätten sie ihren Männern und Söhnen lieber mehr Mut einflößen können! Aber wo ist jetzt eine Griechin, die ihrem Sohne wie jene alte Spartanerin bei Überreichung des Schildes zuruft: „Mit diesem oder auf ihm!“ —

Nelisteros S. 90—105.

Die Ephoren Athens hatten, um die beiden Donnermaschinen aus dem Hafen nach der Stadt bringen zu können, einen zweirädrigen Karren bauen lassen. Eine Menge Volks stand schon bei unserer Ankunft am Tore, um den dort aufgestellten Karren zu begaffen; denn Wagen sind weder in Morea noch in Attika gebräuchlich. Diesen Karren hatte man noch obenhin auf eine Anhöhe gestellt, damit ihn auch die Türken von der Feste aus sehen konnten und wahrnehmen sollten, daß man etwas Wichtiges gegen sie im Schilde führe. Gegen Mittag wurde dann der Karren, begleitet von einer Menge Volks, nach dem Piräus gerollt, um die beiden Mortiere nach der Stadt zu schaffen. Am Nachmittag desselben Tages zog dann der Chef der Belagerung, in

einen großen blauen Tuchmantel gehüllt, den Kopf mit einer großen französischen Grenadiermütze bedeckt, hinter ihm die beiden Mortiere und hinter diesen wieder eine Menge Esel, jeder zwei Bomben tragend, die teils in Säcken oder auch mit Stricken befestigt waren, in die Stadt ein.

Die Türken auf der Festung hatten den besten Standpunkt, diesen Einzug zu beobachten, denn es war ihnen nicht nur möglich, die Mortiere genau zu besehen, sondern sie konnten auch die Anzahl der Bomben, die man ihnen mit nächstem zur noch näheren Besichtigung in ihre Feste zu werfen beabsichtigte, recht genau überzählen. Es schien überhaupt, als wenn die Türken vor dem Ungewitter, welches sie nun bald zur Übergabe zwingen sollte, eben keine große Furcht gehabt hätten, denn man konnte ihr Lachen bis in die Stadt recht deutlich vernehmen. Am Abend desselben Tages machten sie mit ihren Trommeln und Pfeifen länger, als sie solches gewöhnlich zu tun pflegten, ihre Abendmusik. Auch äußerten sie sich gegen die Griechen, die ihren Vorposten ganz nahe hinter einer Mauer hatten, die von der Stadt bis oben zum Eingang der Burg führt, daß ihre Bemühungen für diesmal noch vergebens wären.

Es wurden nun Anstalten zur Füllung der Bomben getroffen. Das Ephorat hatte hierzu vierhundert Pfund Pulver bestimmt. Die benötigten Holz- und Eisenarbeiten wurden von fränkischen Offizieren besorgt. Auch dachte man nun daran, eine Batterie zu erbauen, um die beiden Wurfgeschütze so plazieren zu können, daß die bestmögliche Wirkung davon zu erwarten sei. Die Höhe des Philopappos würde sich wohl am besten dazu geeignet und es dann noch ohnehin einer weit geringeren Arbeit bedurft haben, indem schon auf benannter Höhe Bodenaufwürfe, mit Schießscharten versehen (noch aus den Zeiten der Venetianer), befindlich sind. Dies geschah aber nicht, sondern man wählte auf der nordwestlichen Seite der Akropolis den Ort, von wo aus das Bombardement beginnen sollte. — Die Arbeiten wurden bei Tage gemacht, so daß die Türken alles genau beobachten konnten. Während der ersten acht Tage hielten die Muselmänner es nicht einmal der Mühe wert, die Arbeiten zu stören. Endlich schossen sie doch mit einem Vierundzwanzigpfünder auf die mit dem Bau der Batterie beschäftigten Arbeiter, und sie würden dies nicht einmal getan haben, wenn nicht ein junger Artillerieoffizier in seiner Uniform sich auf jenem Orte hätte sehen lassen; die Türken hatten ohnehin ihr Augenmerk auf die Franken gerichtet, und manche Gewehrkuugel umsauzte unsere Ohren schon in den Straßen

der Stadt, wo wir uns in dichtem Haufen zuweilen befanden. (Die Stadt liegt hart am Fuße der Burg.) Jenen Offizier mochten sie wegen der auf seiner Uniform befindlichen goldenen Epauletten für die Hauptperson der Belagerer halten. Jedoch verursachte der Schuß keinen Schaden, denn sie hatten die Richtung der Kanone viel zu hoch genommen. Überhaupt sind auch die Türken sehr schlechte Artilleristen, und ich habe bei mehreren Gelegenheiten wahrgenommen, wie wenig bekannt sie mit dieser Waffe sind.

Zehn Tage mochten wohl die Vorbereitungen zum Bombardement gedauert haben, ehe man imstande war, den Anfang mit der Bewerfung zu machen. Der erste Versuch mißlang, indem die drei ersten Bomben nicht in die Festung, sondern in die Stadt fielen und einige griechische Einwohner beschädigten. Jeden Abend wurden drei bis vier Bomben geworfen, sie waren aber für die Türken gar nicht nachtheilig, denn auch nicht eine einzige zerplatzte. Die Belagerten sollen sich auch, nachdem man schon mehrere Tage hintereinander die Burg beworfen hatte, über die Zwecklosigkeit dieses Unternehmens spöttisch geäußert haben. Nachdem man die 150 Bomben ganz ohne alle Wirkung den Türken zugeschickt hatte, ließ der Kommandeur der Belagerung noch 100 andere von Korinth nachkommen, doch fruchteten auch diese nichts, und jede Bemühung, die Belagerten zur Übergabe zu zwingen, blieb vergebens.

Einige Türken waren um diese Zeit in einer Nacht heimlich von der Festung entwichen, Hunger und Durst vermochten sie zu diesem Wagnis, besonders war der Mangel an Wasser der Besatzung äußerst fühlbar. Diese Flüchtlinge versicherten, daß sämtliche in die Feste geworfenen Bomben durchaus keinen Schaden angerichtet, sondern nur einige mit Wasser angefüllte Gefäße zerschmettert hätten. Der Mangel an Wasser sei durch dieses Ereignis noch um so fühlbarer geworden, und wenn es nicht bald regne (was in Attika um diese Jahreszeit nicht so häufig zu geschehen pflegt), so könne sich die Besatzung keine vier Wochen mehr halten. — Diese Nachricht berechtigte nun natürlich die Griechen, zu glauben, daß unter diesen Umständen die Übergabe der Akropolis nicht mehr so fern sein könne. — Die Türken in ihrer Bedrängnis riefen Allah um Regen an. — Die Griechen baten um Trockenheit. Der Brunnen, welcher sonst die Feste mit Wasser versah, wurde durch die Griechen schon zu Anfang der Belagerung vernichtet. Zeigte sich ein trübes Gewölk am Himmel, so glaubten die Türken, ihre Rettung sei nahe. Während des Bombardements hatte die Regierung zu Korinth den Ent-

schluß gefaßt, wenn die Akropolis fiel, ihren Sitz nach Athen zu verlegen, doch unter so widrigen Verhältnissen konnte dieser Plan doch nicht ausgeführt werden.

Schrebian S. 124—127.

Übergabe der Akropolis

Die Belagerung der Akropolis dauerte noch immer fort; denn das im Monat März begonnene Bombardement hatte, wie dies mit Gewißheit vorauszusehen war, nichts gefruchtet. Deshalb sann man auf andere Mittel, die Übergabe der Feste zu beschleunigen. Es kamen um diese Zeit zwei Griechen, die mehrere Jahre im Dienste des Ali-Pascha von Janina gestanden hatten, nach Athen und gaben vor, daß sie sich mit dem Bau der Minen in den Kriegen, die jener Pascha mehrere Jahre mit der Pforte führte, beschäftigt hätten. Sogleich schritt man zu dem Unternehmen, die Feste auf der Westseite durch Minen zu untergraben. In kurzer Zeit war der Bau unter der Erde vollendet und meisterhaft gelungen.

Der Tag, an welchem die Mine gesprengt werden sollte, mußte geheim gehalten werden; denn es ereignete sich gar oft, daß die auf dem nächsten Posten der Festung nahe stehenden griechischen Soldaten den belagerten Türken die Unternehmung, die man gegen sie auszuführen gedachte, bei den gewöhnlichen Unterhaltungen, die zwar meistens in Schmähungen bestanden, mitteilten. Sämtliche in Athen anwesende Philhellenen hatten untereinander beschlossen, unmittelbar nach der Sprengung der Mine den auf die Festung beabsichtigten Sturm, in Vereinigung mit der daselbst zur bisherigen Belagerung bestimmten Kapitanerie, mitzumachen. Zum Gelingen dieses Unternehmens wurden nun verschiedene Pläne entworfen. Diesen Entwurf machten zuerst französische, dann wieder deutsche Militärs, und der der letzteren, nämlich: die Festung von verschiedenen Punkten anzugreifen, behielt bis auf den festgesetzten Tag der Stürmung das Übergewicht. Doch dieser Plan wurde noch am Tage der Ausführung von dem Ephorate wieder verworfen. Der Vorschlag eines Franzosen, die Feste von einer Seite anzugreifen, schien den mit einem solchen Unternehmen nicht genug bekannten Griechen annehmbarer als der zuerst gemachte. Die deutschen Offiziere fühlten sich durch die Verwerfung ihres Planes beleidigt und wollten sich gänzlich aus dem Spiele ziehen. Die Ephoren, über die Unzufriedenheit der Deutschen in Kenntnis gesetzt, bemühten sich

nun, die letzteren dadurch zu besänftigen und zur Teilnahme an dem verabredeten Sturm zu bewegen, daß sie den Plan der Franzosen wiederum aufgaben und, um keinen Teil zu beleidigen, das Versprechen machten, einen selbst erdachten Plan in Anwendung zu bringen. Demohngeachtet wurde aber doch der von den Franzosen gemachte Entwurf vollführt. . . .

Die belagerten Türken ahnten von dem, was bei eintretender Nacht über sie beschlossen war, auch nicht das mindeste. So trat denn der für die Muselmänner verhängnisvolle Augenblick ein. Ein deutscher Wachtmeister übernahm, da es den Griechen an Mut gebrach, das Anzünden der Mine. Sie sprang; die Felsenfeste erbebte; ein großer Teil der über der Mine angelegten türkischen Batterie stürzte krachend zusammen. Sogleich legten einige deutsche Philhellenen, unter denen sich ein Jüngling von 18 Jahren vorzüglich auszeichnete, die Sturmleiter an. Er war der erste, der auf der angelegten Leiter, nur mit einem Knüttel bewaffnet, an dessen unterem Ende ein Stück Eisen befestigt war, die Mauer erstieg. Mehrere Philhellenen folgten ihm. . . .

Die Türken waren von der starken Explosion aus ihrem ersten Schlummer erwacht und eilten sogleich nach der Seite der Festung, von wo aus sie das Krachen vernommen hatten und begrüßten die wenigen, die schon die erste Mauer erstiegen hatten, mit Kugeln und Steinen. So standen die braven Philhellenen, vielleicht zehn bis zwölf an der Zahl, dem Gewehrfeuer der zur Besinnung gekommenen Türken allein ausgesetzt, auf der Mauer. Einige fanden hier ihren Tod, mehrere wurden verwundet. Erstere wurden am nächsten Tage im Tempel des Theseus begraben. . . .

Ohne Zweifel wäre die Akropolis in jener Zeit genommen worden, wenn man den Angriff von verschiedenen Seiten unternommen hätte; denn die Anzahl der in der Feste befindlichen Türken war zu gering, um sich auf allen Punkten mit Nachdruck verteidigen zu können. Vor dem Sturm war fast kein Zweifel mehr, daß man sich in den Besitz der Feste setzen würde, und nun stand alles ganz anders. Auch die Türken fehlten, daß sie sich in dieser Nacht dem Schlafe gänzlich überlassen hatten und während des Tages nicht das beachteten, was unter ihren Augen in der Stadt vorging. Die Griechen verabsäumten also die beste Gelegenheit, ihre Pläne auszuführen.

Der Sturm auf Athens Feste war zu Anfang des Monats Mai 1822. Es ist gewöhnlich, daß schon vom Monat April an der Regen zu den seltenen Erscheinungen in Attika gehört. Der Mangel an Wasser war schon seit geraumer Zeit den belagerten

Türken fühlbar, doch sie rechneten auf Regen oder auf Landung der türkischen Flotte an der Küste Attikas. Es ist in der Tat zu bewundern, mit welcher Ausdauer die Muselmänner so lange Zeit Ungemächlichkeiten und alles nur denkbare Elend ertragen konnten, und es ist mir hierbei klar geworden, daß diese Nation doch nicht so feig und verzärtelt ist, als häufige Schilderungen dies glaubbar machen wollen. Alle in Griechenland gewesenen Franken, welche die erlittenen Drangsale der Türken in Napoli di Romania, in Korinth, Athen und noch anderen Orten erfahren und beobachtet haben, sind Zeugen meiner Behauptung. Es sind dies Tatsachen, die sich auf die reinste Wahrheit gründen; wir wollen es daher nur der Zeit überlassen, ob die Griechen in ähnlichen Fällen eine gleiche Probe bestehen werden, und ist dies, wie ich es wünsche, der Fall, so ist ihnen das bisher Errungene gewiß gesichert.

Die in Athen anwesenden Philhellenen lebten nun nach dem mißlungenen Versuch auf die Akropolis wie vorher, d. h. sie taten nichts. Wohl hatte die griechische Regierung an einige hier anwesende Philhellenen Schreiben erlassen, deren Inhalt die Versicherung gab, daß die Organisation nahe sei, weshalb diejenigen Individuen, die angestellt zu sein wünschten, baldigst in Korinth erscheinen möchten, um das Nähere wegen ihrer ferneren Bestimmung zu erfahren. Bei mir und noch mehreren anderen war es schon längst fester Entschluß, nicht mehr zu glauben, was von seiten der höchsten Landesbehörde mündlich und schriftlich zugesagt wurde; beschlossen war es, mit der ersten Gelegenheit, die sich darböte, nach einer der Inseln des Archipelagus zu reisen, um eine europäische Schiff Gelegenheit aufzusuchen und mit dieser eine anderweitige Reise zu unternehmen.

Mehrere deutsche und französische Philhellenen trafen noch immer in Athen ein, auf jede versprochene Anstellung Verzicht leistend. Jeder machte nur Anstalten, sich zur Heimkehr anzuschicken. Doch blieb noch eine große Anzahl in Korinth, die sich zu einem besonderen Korps unter Anführung des nunmehr in Missolonghi verstorbenen Generals Grafen von Normann, das den Namen: heilige Schar (Bataillon sacre) führen sollte, formierte. Dienste in diesem Bataillon zu nehmen, konnte wohl nicht einem jeden annehmbar sein, denn die gar zu bunte Mischung von Menschen mußte dem rechtlichen, besserdenkenden und nur noch einen Funken Ehrgefühl in sich fühlenden Manne abschreckend bleiben. Viele rechtliche Männer und Jünglinge wurden teils aus Not, teils, da ihnen die Mittel zur Rückkehr ins Vaterland man-

gelten, gezwungen, in die festgestellten Bedingungen einzugehen. Manche blieben auch noch, um sich entweder an einen braven Kapitano anzuschließen oder die kommenden Ereignisse noch eine Weile aus der Ferne anzuschauen.

Schrebian S. 179—185.

In der ersten Zeit nach dem Verluste ihres Forts blieben die Türken ruhig und suchten endlich auswärts sich Hilfe zu verschaffen. Der Soldat, den sie zu diesem Zwecke bei Nacht an einem Seile herabließen, wurde aber von den wachsamem Griechen bemerkt und ergriffen. Zum Kriegsephoren geführt, gestand er, daß die Not der Belagerten den höchsten Punkt erreicht hätte.

Sogleich zeigte man demselben nun an, daß sein Bote aufgefangen worden und schickte zum Beweise die erbrochenen Schreiben zurück. Unter so bewandten Umständen schien er geneigt, eine Kapitulation einzugehen, die er jedoch nur mit Zuziehung des österreichischen und französischen Konsuls abschließen wollte. An dieser letzten Bedingung wäre der Vorschlag gewiß gescheitert, wenn sich nicht plötzlich das Gerücht von dem Anmarsche Churschid Paschas verbreitet hätte. Obgleich es nachher unbegründet befunden ward, nahmen beide Teile den angebotenen Waffenstillstand an.

Schon am folgenden Morgen zog der Befehlshaber der Akropolis mit einem seiner ersten Offiziere, denen man freies Geleit zugesichert, um über die verschiedenen Punkte sich näher zu besprechen, von 400 Griechen eskortiert, in Athen ein. Er war ein Mann von stattlicher Größe, eher mager als stark, ungefähr 50 bis 60 Jahre alt. Finster und mißtrauisch schaute er mit seinem einen Auge auf die ihn umgebende Menge, wogegen sein viel jüngerer Begleiter ohne allen Ausdruck im Gesicht durch die belebten Straßen neben ihm herritt. Am Abend zuvor hatten nämlich die Behörden befohlen, während des Hin- und Zurückzuges alle Fenster zu öffnen und in allen Werkstätten, die hier wie in allen südlichen Ländern in den Vorderhäusern liegen, zu arbeiten. Dieser Befehl wurde so pünktlich ausgeführt, daß selbst die Gebäude, welche sonst leer standen, Handwerkern aus anderen Stadtvierteln zur Wohnung dienten, und gewiß müssen jene Türken eine große Idee von der Volkszahl, deren Betrieb-samkeit und Verbräuche mitgenommen und sich über die Ruhe und Sicherheit gewundert haben, womit die Einwohner ihren Geschäften oblagen, als ob man keinen Feind mehr fürchtete. — Leider sah es gewöhnlich hier ganz anders aus. Selten war ein

Magazin nicht geschlossen, und nur die Märkte unterbrachen die regelmäßig herrschende Stille.

Die Kapitulation, welche wirklich zustande kam, war folgende:

1. Die Türken legen die Waffen nieder, übergeben die Akropolis mit allen Geschützen, Munition und Vorräten, sie mögen Namen haben, wie sie wollen.

2. Die Türken verzichten auf das stehende und liegende Eigentum sowie auf Mobilien, Hausgerät usw., das den Siegern anheimfällt.

3. Die Belagerten geben Kleinodien und Gelder auf ihr Gewissen an, denn auf Unterschleife steht der Tod. Jedoch erhalten sie die Hälfte davon zurück, und es wird ihnen ferner gestattet, einen ihrer besten Anzüge, außer dem, den sie tragen, nebst einer Decke für jeden Kopf mitzunehmen.

4. Dagegen versprechen die Griechen, daß den Belagerten am Leben nicht geschadet wird. Nach Übergabe der Festung sollen ihnen in der Stadt Häuser eingeräumt und sie darin auf Kosten der Sieger so lange gepflegt werden, bis sich Gelegenheit findet, sie für Rechnung der Regierung nach einem der Häfen Asiens überzuführen.

Außerdem erlaubten die Belagerer den Türken, da das Bairamsfest in zwei Tagen eintrat, dasselbe noch auf der Burg zu feiern, worauf diese aber unwiderruflich übergeben werden mußte. Nachdem so alle Punkte berichtigt waren, unterzeichneten beide Teile sowie der österreichische und französische Konsul, die sich besonders für Artikel 4 sehr interessierten, die Konvention, und die Türken begaben sich, mit Zitronen, Apfelsinen, Kaffee, Zucker und Wasser, zur Erquickung ihrer Kranken reichlich beschenkt, auf die Festung zurück. Bereits jetzt bemühten sich beide wahren Freunde des griechischen Volkes (Fauvel und Gropius), Vorbereitungen zur Einschiffung der Besatzung zu treffen, um im Augenblicke des Abzugs jede Gelegenheit zum Blutvergießen zu verhindern. Sie schrieben nach den Häfen von Morea, denen der Inseln und selbst nach Smyrna, um die Schiffskapitäne, besonders österreichischer Schiffe, zu vermögen, hierher zu segeln und mit dem Gouvernement über den Transport der Gefangenen zu unterhandeln.

Am 22. Juni endlich, nach einer siebenmonatigen Belagerung, begaben sich die Ephoren und die Kapitäne, deren Truppen dieselbe unternommen, auf die Akropolis. Die Türken empfingen sie an den Toren, um ihre Waffen auszuliefern, von denen man jedes Stück aufzeichnete. Gegen Mittag war das Geschäft voll-

endet, und 900 Gewehre, über 400 Paar Pistolen und ungefähr 600 Dolche in den Händen der Sieger, welche sich nun in das Innere verfügten, um die Kleinodien und die Barschaft in Empfang zu nehmen. Diese soll 18000 türkische Piaster betragen haben. über jene aber wurde nichts bekannt. Darauf begann, nachdem etwa 50 Vertraute gesehen, was jeder Türke mitnahm und ihn untersucht hatten, die Räumung, wobei die Besiegten unter zwei am Eingange hochgehaltenen gekreuzten Säbeln durchgehen mußten, die man nicht mit Unrecht dem Joche der Alten vergleichen könnte.

Striebeck S. 236—242.



Inhaltsübersicht

Zur Einführung	S. 3—5
Literaturverzeichnis	S. 6
Einleitung: Die Griechenvereine und die philhellenischen Expeditionen	S. 7—16
Erstes Kapitel: Allgemeine Charakteristik der Philhellenen	S. 16—26
Zweites Kapitel: Die Philhellenen in Griechenland . . .	S. 26—50
Allgemeines S. 26. Vorstellung bei den Notabeln in Tri- politza S. 27. Verpflegung der Philhellenen S. 30. Ver- wendungsfrage der Philhellenen S. 32. Militärische Ein- teilung S. 33. Organisation und Desorganisation S. 38. Eifersüchteleien der Philhellenen und ihre Folgen S. 39. Betrügerische Philhellenen S. 42. Zeitvertreib der Phil- hellenen S. 43. Mißachtung der Philhellenen S. 44. Die Expedition Kephala S. 45.	
Drittes Kapitel: General Graf von Normann.	S. 50—57
Viertes Kapitel: Kampfweise und Bewaffnung der Griechen	S. 57—75
Allgemeine Charakteristik S. 57. Bewaffnung S. 63. Eine griechische Manöverübung S. 65. Strategische Sorg- losigkeit der Griechen S. 68. Griechischer Parademarsch S. 70. Besoldung S. 70. Verpflegung S. 71. Spiel und Arbeit bei den Hydrioten S. 72. Die griechische Flotte S. 72.	
Fünftes Kapitel: Charakteristik einzelner Griechen . . .	S. 75—94
Alexander Maurokordatos S. 75. Demetrios Ypsilanti S. 78. Joh. Koletti S. 81. Kolokotronis S. 81. Niketas S. 86. Bobolina S. 90.	
Sechstes Kapitel: Treffen bei Komboti, Schlacht bei Peta und Untergang der Philhellenen	S. 94—106
Siebentes Kapitel: Eroberung von Nauplia und Erstür- mung der Akropolis von Athen	S. 107—126



Im September wird erscheinen:

Hellas-Jahrbuch 1929

Für Wirtschaft und Kultur
Griechenlands

Organ der Deutsch-Griechischen Gesellschaft

XVII

herausgegeben von

Prof. Dr. Erich Ziebarth

1929
Das neue Jahrbuch stellt die Fortsetzung der Monatsschrift „Hellas“ dar, von der seit 1921 acht Jahrgänge erschienen sind. Es will den Beziehungen zwischen Deutschland und Griechenland dienen, will zuverlässige Nachrichten geben über Neugriechenland und seine Verfassung, sein Recht, seine stark aufblühende Industrie, seine wichtige Handelsmarine und andere Erscheinungen seines Wirtschaftslebens, nicht minder aber auch über die neugriechische Literatur und alle Kulturfragen des Landes. Auch Proben der neugriechischen Literatur werden regelmäßig gegeben. Mitarbeiter des „Hellas-Jahrbuchs“ sind eine Reihe von Professoren der Universitäten Athen und Saloniki, hervorragende Vertreter der Wirtschaft in Athen, dazu deutsche Gelehrte und nationalökonomische Fachmänner. Die Beiträge erscheinen in deutscher oder neugriechischer Sprache

Das Jahrbuch wird einen Umfang von etwa 10 Bogen in Groß-Oktav-Format haben. Ladenpreis RM 12.—. Die Mitglieder der Deutsch-Griechischen Gesellschaft erhalten das Jahrbuch zu einem Vorzugspreis

Friederichsen, de Gruyter & Co. m. b. H.
Hamburg 36

Druck von Radelli & Hille, Leipzig



8. **Deutsche Griechenlieder** von Wilhelm Müller, Adelb. v. Chamisso, Gustav Schwab, Heinrich Stieglitz u. a. Ausgewählt von Eleonore Ziebarth (Hamburg).
9. **Ludwig Roß**, Briefe aus Athen. Erstmalig herausgegeben von Else und Otto Kern (Halle).
10. **Drei neugriechische Sittendramen**: Gregorios Xenopoulos, Totenfest. — Pandelis Horn, Familie Petrocharis. — Stephanos Daphnis, Im Vaterhause, Deutsch von K. Dieterich und A. Steinmetz.
11. **Die Maniaten**. Schilderungen von Fürst Pückler-Muskau, L. Roß, L. Steub, A. Philippson und A. Thumb. Neu herausgegeben von K. Dieterich.
12. **Deutsche Dichtungen in neugriechischen Übertragungen**. Auswahl aus Goethe, Schiller, Bürger, Heine und Uhland. Zur Einführung in das Studium des Neugriechischen bearbeitet von J. Kalitsunakis.

Für später sind in Aussicht genommen:

Griechische Volksballaden. Gesammelt und übertragen von Hedwig Lüdeke (Berlin). — **Bibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur über das moderne Griechenland von 1830—1930**. — **Neugriechische Erzählungen aus und von der Antike**. — **Ludwig Roß**, **Erinnerungen aus Griechenland**. Neudruck der Ausgabe von 1863. — **Griechische Volkssagen**. Ausgew. u. übertragen v. Karl Dieterich. — **Demetrios Moschos**, *Néaia*. Komödie. Neudruck der Übersetzung von Ad. Ellissen, Göttingen 1859. — **Fürst Pückler-Muskau**, **Griechische Reisebilder**. Auswahl. — **Dem. Vutyras, Langas**. Erzählung aus der Zeit des griechisch-türkischen Krieges 1897.

Die einzelnen Bändchen erscheinen außer Nr. 1 im Kommissionsverlag bei Friederichsen, de Gruyter & Co. m. b. H., Hamburg 36. Preis des brosch. Bändchens von 80 bis 120 Seiten M. 1.60 bis 2.40, für die Mitglieder der DGG. M. 1.20 bis 1.80. — Anmeldungen zur Subskription sind an den Verlag zu richten, Anmeldungen zur Mitgliedschaft der Deutsch-Griechischen Gesellschaft an deren Vorsitzenden, Univ.-Prof. Dr. E. Ziebarth, Hamburg 13, Rotenbaumchaussee 12. Der Mitgliedsbeitrag beträgt jährlich M. 12.—, wofür auch das „Hellas-Jahrbuch“ im Umfang von 160 S. geliefert wird.

ΠΑΝΤΕΙΟ
ΠΑΝΕΠΙΣΤΗΜΙΟ



002000020771



Soeben erschienen:

Beiträge zur Geschichte des Seeraubs und Seehandels im alten Griechenland

von

ERICH ZIEBARTH

o. Professor der alten Geschichte an der Hamburgischen Universität

(Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde, Band 30)

Quart. VIII und 148 Seiten. RM 9.—

Da eine umfassende griechische Handelsgeschichte noch fehlt, will dieses Buch durch Darstellung des griechischen Seeraubs zeigen, wo und in welchen Zeiten Höhepunkte des griechischen Handels gewesen sind, wo die Handelsstraßen liefen, wer die Seepolizei ausübte. Dann aber sucht der Verfasser auch positiv zu verfolgen, wie und in welchen Formen sich der Seehandel trotz des Seeraubs weiterentwickelt hat. So handelt er von den Betriebsformen des griechischen Seehandels, gibt Beispiele von bevorzugten Zweigen des griechischen Seehandels, beleuchtet das Problem Seehandel und Geld mit Berührung der griechischen Geld- und Valutafragen und schließt mit einem Kapitel über die Organisation der griechischen Seefahrer und Reeder. Zwei Anhänge geben die sonst noch niemals vereinigten Quellenstellen zur Geschichte des Seeraubs und zur griechischen Handelsgeschichte, darunter eine Sammlung der griechischen Handelsgesetze, Schifffahrtsvorschriften, Hafen- und Marktgesetze.

Friederichsen, de Gruyter & Co. m. b. H.
Hamburg 36

